

II. Südeuropa

L'altrove è uno specchio in negativo. Il viaggiatore riconosce il poco che è suo scoprendo il molto che non ha avuto e non avrà. – Anderswo ist ein Spiegel im Negativ. Der Reisende erkennt das wenige, das sein ist, während er das viele entdeckt, das er nicht gehabt hat und nicht haben wird.

Italo Calvino, *Le città invisibili / Die unsichtbaren Städte*

ὄθεν τοὺς φιλανθρώπους ἐπαινοῦμεν. ἴδοι δ' ἄν τις καὶ ἐν ταῖς πλάναις ὡς οἰκεῖον ἅπας ἄνθρωπος ἄνθρωπον καὶ φίλον. – Daher loben wir die Menschenfreundlichen. Man sieht ja auch auf Reisen, wie jeder Mensch dem anderen verwandt und befreundet ist.

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*

1. ITALIEN

1.1. ROM: *La Sapienza*, Tagung zu *Intersubjektivität, Sozialität, Religion*

Dezember/Januar 1985/86

29.12.85 — Am Sonntag erster Gang in die Stadt. Auf der Piazza Venezia findet in San Luca ein Papstbesuch statt, der etwas vom Provinztheater hat. Es spielt eine Polizeikapelle, betreute Polizeioffiziere treten auf, endlich rollt der schwarze Mercedes heran. Der Papst streut verschwenderische Gesten in die Menge. Was wäre Rom ohne den Papst? Die Römer würden sich einen erfinden. Weniger offiziell geht es in der Kirche Aracoeli zu. Im Mittelpunkt steht *il presepio*, die Krippe, der die Kinder zugeführt werden. Ein junger Mann läßt seine hübsche Freundin warten, während er im Beichtstuhl kniet. Gelungene Veralltäglichung der Religion. Vielleicht sind die Italiener überhaupt *Meister der Veralltäglichung*. Nichts wird auf die Spitze getrieben, auch Donizetti und Verdi kehren in das Volk zurück, eingesickertes Kulturgut. Doch Vorsicht, nicht weit von hier steht das Kolosseum, in dem es einmal recht blutig zuing.

30.12.85 — Gang über den *Aventin*, vielleicht ist dies der friedlichste von den Hügeln Roms. In San Clemente sieht man irische, weißgekleidete Mönche. Mosaiken in der Apsis und Fresken aus der Frührenaissance, in denen die byzantinische Starre sich, wie von einem Zauberstab berührt, zu lösen beginnt. Drunten die Mithras-Kapelle, die Feier der Sonne hat sich weit vom Tageslicht entfernt. Ein unterirdischer Fluß strömt vorbei. – Ein bauliches Kleinod ist die Kirche SS. Quattro Coronati, eine hochgezogene kurze Basilika mit Holzkassetendecke. Der Kreuzgang mit seinen fein gedrechselten Säulen, Tierkapitellen und einem Goldfischbrunnenteich wird abgeschirmt von einem burgartigen Klostergebäude. Die Wände der Silvesterkapelle enthalten Szenen wie von der Reichenau. – In San Giovanni in Laterano begegnen uns die mächtigen Formen einer *ecclesia triumphans*. Daneben erhebt sich eine Taufkapelle mit einer Mosaikdecke aus der Zeit Ravennas, Quellen, Tiere in symmetrischer Anordnung, Lesebilder, aber rhythmisiert wie repetitive Gebetstexte. – Santo Stefano Rotondo ist nun teilweise wiederhergestellt. Ein römischer Markt wurde ins Sakrale überführt. Der Rundbau bildet eine Form, die sich der Hierarchisierung entzieht. Man denke, das Rund habe sich durchgesetzt und nicht die Königshalle, die Basilika. Dies geht bis zur Wiederentdeckung des Runden Tisches. – Vor Santa Maria in Domenica steht die Navicella wie ein gestrandetes Schiff. Hinter der Kirche öffnet sich ein großer Park mit Marmorbänken zwischen Pini, und vorbei an den hohen Mauern der Scipionen geht es zur Porta San Sebastiano.

Dieser Aventin ist auch heute noch wie eine grüne Oase. Daß ich vor dreißig Jahren, nach dem Abitur, schon einmal hier war, erscheint mir wie ein Nach-

hall aus einem anderen Leben, das ich nicht ohne Interesse, aber ohne große Aufregung betrachte. Vielleicht gibt es im Leben wie beim Bogenschießen oder bei Springübungen Versuche, die zwar zählen, aber nicht entscheiden.

Abends erster Gang zum Petersplatz, der mit seinen weit ausschwingenden Kolonnaden immer wieder überrascht. Das Innere des Doms hat einen Zug ins Gigantische, ähnlich den Pyramiden, die Kant in einem Atemzug mit dem Petersdom als Beispiele des Erhabenen anführt. Die grandiosen Ausmaße haben nichts Erwärmendes, außer bei ideologischer Aufheizung. Durch die ganze Stadt verstreut finden sich Insignien und Denkmäler von Päpsten, die ihrer Unsterblichkeit nachhelfen wie antike Heroen. Diese eigensinnigen Markierungen muten fast kindlich an.

31.12.85 — In den Vatikanischen Museen. Hat nicht dieser ummauerte Vatikan etwas von einem katholischen Kreml? Aber dann diese reiche Kunst, die für sich selbst spricht. Die Sistina sprengt die gewohnten Maße und folgt doch einem genauen ikonographischen Kanon. Die Sybillen treten auf in einer Reihe mit den Propheten, unter Mißachtung der eingefleischten Geschlechterhierarchie. Dazu gesellt sich der Liebreiz der florentinischen Malkunst eines Botticelli oder Ghirlandaio. Um die Antike mit den Augen der Romfahrer des 18. und 19. Jh.'s zu betrachten, müßte man über andere Lebensmaßstäbe verfügen oder dem Werkstattblick eines Rodin folgen.

Am Silvester-Abend schließen auf der Piazza Navona die letzten Stände, von der Zuckerwatte bis zum Sekt. Auf den Treppen der Spanischen Treppe melden sich politische Reminiszenzen: *We shall overcome*. Über den Pinien des Monte Pincio letzte Feuerzeichen, sachter Übergang ins neue Jahr.

1.1.86 — *Auguri, buon anno*, man wünscht es sich über die Straße hinweg, keine verbindlichen Entschlüsse, aber doch verbindende Gefühle. Auf dem Petersplatz predigt der polnische Papst mit viel ‚Maria‘, ‚Santa Famiglia‘ und einem patriarchalischen Unterton, kirchliche Kunst der Selbstdarstellung. Wir gewinnen Distanz auf dem Gianicolo mit dem Blick auf die zahllosen Kuppeln der Stadt, im Hintergrund die Albaner Berge, zu Füßen das populäre Trastevere mit ockerfarbenen Häusern, Wäscheleinen wie in Neapel, aufgeputzte Restaurants. Am anderen Tiberufer erwartet uns Santa Maria in Cosmedin, die wohl besterhaltene Kirche aus der Frühzeit. Das Bauwerk ist ein Bricolage aus höchst diversen Bauelementen. Säulen von verschiedenen römischen Tempelbauten sind eingefügt, dazu Mosaikarbeiten aus dem Osten, von Alexandrien, aus der Schola Graeca. Vor dem Portal öffnet die Bocca della Verità ihr Maul. Welch eine Ansammlung historischer Schätze. Keine Collagen, denn die Brüche verschwinden in der Alltagsfreude.

Neben der neuen Synagoge am Rande des alten Ghettos steht als Schandfleck eine christliche Kirche mit einer hebräisch-lateinischen Aufschrift, gerichtet gegen den *populus incredulus*. Die Restriktionen von 1550, die zwei Jahrhun-

derte lang andauerten, sind schaurig. In Sant'Angelo in Peschiera, so benannt nach dem nahen Fischmarkt, wurden von 1823 bis 1847 fünfmal im Jahr Zwangspredigten für die ringsum wohnenden Juden abgehalten, angeordnet von Leo XII, erst abgeschafft von Pius X. Wird dies in dem *pace, pace*, wie es heute morgen in der Papstrede erklang, lediglich übermalt oder von Grund auf revidiert?

In einem Café hängen Bilder von Lenin, Stalin und Berlinguer, vereint zu einer politischen Ikonostase. In der Zeitung wird Rousseau als eine Mischung aus Marx und Proust vorgestellt, ein Bedürfnis nach Heiligen, weit über die Grenzen der Kirchenräume hinaus? Was mag da alles noch kommen?

5.1.86 — Sonntagsbesuch in der Stadt. Ungeheure Menschenmengen, morgen ist Befania, eine volkstümliche Verballhornung von Epiphanie. Die Hexen, die den Besen schwingen, stehen seit Tagen auf der Piazza Navona mit ihren Hirschschlitten. Ein fürchterlicher Verkehr. Ich gehe auf dem weißen Strich der Via Tritone, vor mir zwei Motorräder, hinter mir ein Bus, der plötzlich bremst, zersplitterndes Glas, ich weiß nicht wie, leichter Schock.

3.-7.1.86 — An der Sapienza ein Kolloquium zu dem Themenkomplex „Intersubjektivität, Sozialität, Religion“. Mein eigener Beitrag „Dialog und Diskurse“ oszilliert zwischen dem großen platonischen Dialog und begrenzten Diskursen im Sinne von Foucault. Gute Vorträge, aber eine erschlagende Fülle. Dazu einige Proben. Luhmann, der sich abschottet, scheint Apel nicht zu kennen; er war nie ein guter Beobachter, wie er von sich bekennt. Der raketenhaft aufgestiegene Marion sticht hervor mit einer gekonnten Descartes-Etüde, im Hintergrund das Motiv des *amor*. Doch welche Perspektiven öffnen sich? Levinas gräbt sich ein in das Anspruchsfeld des Anderen, anders der übergerechte Ricoeur, der lieber drei Seitenkapellen anbaut, als jemandem Unrecht zu tun. Wie oft gibt es querfeldein viele Anregungen, aber meine Ungeduld steigt: Aufhören mit dem ständigen Reden-über.

1.2. PALERMO: Vorträge vor Philosophen und Psychoanalytikern

Dezember 1986

17.12.86 — Ich lande bei prasselndem Regen in Palermo, danach mildere, frühlingshafte Lüfte.

- *Daten*: Palermo steht mit 700.000 Einwohnern der Größe nach an der 70. Stelle auf der Liste italienischer Großstädte, aber nach dem Handelsumsatz auf Platz 10. Erklären läßt sich diese Diskrepanz mit der Macht der Mafia. Sie ist berühmt durch ihre *omertà*: „Man spricht nicht“. Sie besteht aus Familienclans, jeweils vereint zu einer *commissione* mit einem *capone* an der Spitze. Eine Er-

klärung beruft sich darauf, daß ein Drittel der Innenstadt aus Straßenständen und kleinen Wohnläden besteht, kaum ein Supermarkt. Man sieht in der Tat ärmliche Wohnhütten, Menschen, die sich aus dem Fenster lehnen wie Pferde aus ihrer Stallung. Doch im Gegensatz zu Ländern wie Polen wirkt das Leben nicht lustlos, zerquält – eine flexiblere Anpassung an widrige Umstände?

- *Augenblicke*: Ich stehe wartend vor meiner Albergo delle Palme (in dem Wagner einst seinen Parzival vollendete). Vor mir eine Straßenkreuzung mit Autofahrern, die sich wie Fußgänger oder höchstens wie Radfahrer verhalten. Sie rasen durch die Via Roma über ampellose Kreuzungen, man muß sich arrangieren und tut es. Doch dies besagt, man muß Alltagssituationen durchstehen wie ein heftiger Spieler, Absenzen wären zu gefährlich. Das Leben wird zum Beruf, aber anders, als Rousseau es sich vorstellte. Abseits in der Kathedrale studiert der Komponist eine neue Missa di Mondo ein, *ancora cinque minuti*. Trompeter und Posaunisten sind auf rot ausgeschlagenen Hochständern plaziert, der Tenor heißt Kurt, die Sopranistin Linda, alles andere ist sehr italienisch. Nebenan ruht Friedrich II unter seinem lila Marmor, vielleicht läßt er einen Falken für sich auferstehen.

18.12.86 — Mein Vortrag findet im Rektorat statt, einem alten Palast, ehemals Gefängnis der Inquisition. An den Wänden fromme Fresken und Sprüche wie *fuius sicut vos, eritis sicut me* – „Wir waren wie ihr, ihr werdet wie ich sein“. Was den Empfang angeht, so gilt: je offizieller, desto gedankenloser. Manche werden erst wach bei der vorzüglichen Zusammenstellung des Abendmahls mit Schwertfisch und einem Marsala. Vieles will man nicht so genau wissen, dies macht aus der Philosophie ein Kulturphänomen wie *opera, natale* oder *pranzo*. Meine Gesprächspartner sind Jüngere, dazu zwei Analytiker, einer mit schmaler Brille, der andere mit Lacanschem Verve, dazu Leonardo Samonà und Giuseppe Nicolaci, meine engagierten und liebenswürdigen Gastgeber. Ich versuche, ins Italienische einzutauchen, eine Sprache, die für mich viel Lateinisches wachruft nach Art einer sprachlichen Anamnese. Ich spreche über das Fremde und das Eigene: „Il proprio e l’estraneo“, gestuft nach Aneignung, Enteignung und Verflechtung, zunächst vor Philosophen, dann zusätzlich vor Psychoanalytikern, die der Sache des Fremden einen besonderen Akzent verleihen.

In der Stadt herrscht ein Dschungel wie im New Yorker „Little Italy“. Es mangelt an Ruheplätzen wie in Rom oder stillen Gassen wie in Venedig. Mir kommt es so vor, als sprächen Sizilianer weniger mit den Händen als Römer. Aber höchst eindrucksvoll sind die Spuren einer Mischkultur, an der Griechen, Sarazenen und Normannen ihren Anteil haben. Einen schönen Augenblick beschert mir San Giovanni degli Eremiti, eine alte Moschee mit fünf rot leuchtenden Kuppeln, in einem Kreuzgang letzte Rosen, Zitronen und Orangen, die ich als Wahrzeichen in meinen Beutel schiebe. Rosa Wolken am Abendhimmel, aufkommender Seewind.

21.12.86 — Im Museo Nazionale stoße ich auf Metopen von Tempeln aus Selinunt. Pferde sind zum Flachrelief verkürzt, Hunde springen auf, die Aktaion zerfleischen, eine geflügelte Sphinx und ein gigantisches Gorgonenhaupt stammen aus dem 6.-5. Jh., als Selinunt dorische Pflanzstadt war und zur Magna Graecia gehörte. Zu dieser Zeit sahen die Menschen noch nicht so göttlich und die Götter noch nicht so menschlich aus wie später. Barbarische Fremdheit ist noch gegenwärtig, aber nicht in Totenferne entrückt wie in der ägyptischen Bildwelt. Manchmal denke ich, wir lesen Platon und Empedokles wie einen Kant oder Hegel ohne Bibel. Doch die Götterwelt war noch im Halbschatten gegenwärtig, als die τί ἐστίν-Fragen, die Was-ist-Fragen einsetzten. Das Klassischwerden des Griechischen, das schon bei den Griechen selbst einsetzt, hat Nietzsche sehr genau gesehen.

Sizilien beschert uns weitere Kontraste. Bei den Griechisch-Orthodoxen finden wir goldene Mosaiken und schleppende, nie enden wollende Gesänge, umwölkt von Weihrauch; kaum auszudenken, daß auch dies Griechen sind. Und dann dringen aus dem Norden die strengen Bauten der arabischnormannischen Tradition ein, hohe geschlossene Wandfronten, nur durch kleine Fensteröffnungen durchbrochen, hohe Säulen und darüber die Kuppeln. Die Eroberer aus dem Norden übernahmen ein Stück Morgenland, so entstand eine Kreuzung aus Moschee und Burg. Sizilien erweist sich als Fundgrube kultureller Hybride, aus denen Neues entsteht.

1.3. ROM: Kolloquium zu Merleau-Ponty im Centro Culturale Francese

April 1988

21.4.88 — Das Flugzeug zieht eine Runde über die Stadt. Die mamorne *macchina da scrivere* an der Piazza Venezia leuchtet hervor wie eine säkulare Sacré-Cœur, Wahrzeichen einer Spätzeit. Ich wohne in der Albergo Bologna, gleich hinter dem Pantheon.

22.4.88 — Das Kolloquium findet statt im Centro Culturale Francese an der Piazza Campitelli, ich spreche über Merleau-Pontys „Vérité à faire“. Von italienischer Seite gute Beteiligung mit Verra, Bianco und Sini. Die Leiterin des Zentrums lädt ein zu einer Empfangsparty, alles sehr kultiviert. Ich kehre gegen Mitternacht heim, oben die Engelsburg, Platanen unten am Tiber, die leuchtenden Figuren von Bernini auf der Brücke – Glücksgefühl *d'un promeneur solitaire*.

23.4.88 — Nach Ende der Tagung streife ich durch die nächste Nachbarschaft: Rione Regola, altes Ghetto, Marcellus-Theater, und den Abend verbringe ich im Phänomenologischen Zentrum in der Via dei Serpenti. Man diskutiert eingehend eine Neuerscheinung zu Descartes' Dualismus, engagierte Gelehrsam-

keit auf gläubigem Hintergrund, eine spirituelle Atmosphäre, wie sie um Gabriel Marcel herum geherrscht haben könnte. Dies ist römisches Erbe, kein unausgeheiltes Klerikalismus, der durch guten Willen allein nicht zu beheben ist. Wir essen zu Abend im Schatten des Vatikans. Den *spiritus rector* verkörpert Angela Ales Bello, nicht ganz meine Welt, aber eine, die Achtung abnötigt. Draußen auf der Straße eine Demonstration: *Palestina libera e rossa*.

24.4.88 — Sonntag morgen bin ich im Thermenmuseum bei den Skulpturen: eine auftauchende Aphrodite, eine Flöte spielende Hetäre, eine Weihrauch auflegende Gattin. Die Casa di Livia glänzt mit blauen Wänden, Vögeln und Fruchtbäumen, draußen der Säulengang von Michelangelo. Rom kommt nicht nach mit seinen Schätzen. Dazu paßt die Unbekümmertheit, mit der um- und eingebaut wird, ein vitaler Umgang mit Tradition, aber auch ein Übermaß an Prunk und Herrschaftsgesten.

Nachmittags in S. Luigi dei Francesi bei Caravaggios Berufung von Matthäus. Es ist erstaunlich, in welcher frischen Farben die biblische Szene ins Irdische umgesetzt ist. In dieser Berufungsszene zeigt der Zeigefinger nicht nur auf den Gemeinten, er sticht förmlich auf ihn ein. Eine Barriere im Bild scheidet den Geldtisch der Zöllner von Jesus, der von rechts ins Bild tritt, die Scheidung wird verstärkt durch die Lichtregie.

– Nebenan das Grabmal eines Mädchens, das die ganze Familie verlor, *consommée d'une maladie de langueur* – „verzehrt von krankhafter Sehnsucht“, auf fremdem Boden den Tod suchend (Chateaubriand). Spruchweisheit ist üppig in der Stadt verstreut. An den Wänden der Associazione nazionale mutilati e invalidi di guerra ist zu lesen: *Gemendo germinet* („Stöhnend wird es gebären“) *Ardeo nam credo. Concussus surgo* („Ich brenne, denn ich glaube. Erschüttert erhebe ich mich“), und an einer Hauswand: *Orietur in diebus nostris iustitia et abundantia pacis donec auferatur luna* („Zu seinen Zeiten wird blühen der Gerechte und großer Friede, bis daß der Mond nimmer sei“ (Psalm 72, 7, Üb. Luther) –, dazu der Titel des Justizministeriums: *Ministero di Grazia e Giustizia*.

25.4.88 — Mittags auf der Piazza della Rotonda ein Empfangskonzert für Baghwan, dem das Visum verweigert wurde. Eine Gruppe von Tänzern, die sich in Trance steigern. Man tanzt jeder für sich und umarmt sich dann, wie wenn man aufwacht. Dies wirkt merkwürdig fremd hier. Italiener haben solch künstlich herbeigeführte Ekstasen vielleicht nicht so nötig, da sie weniger bei sich sind als verinnerlichte Nordmensen oder schweigsame Asiaten.

1.4. ROM: Gastprofessur an der Universität Roma Tre

November/Dezember 1989

16.11.89 — Ich finde zunächst Unterkunft in einem Gästehaus der Universität an der Piazza del Gesù. Angenehm-menschlicher Empfang, wenn Italiener Theater spielen, spielen sie nicht nur sich, sondern eben Theater. Vom Zimmer aus geht mein Blick auf eine herausragende Brandmauer, auf Reste einer permanenten Archäologie, die aber in die Gegenwart einbezogen sind. Wenn man so will, sind Italiener Altpostmoderne. Sie leben mit der Vergangenheit, ohne Züge von Morbidität. So besehen sind sie sehr archaisch. Gerade fängt die Kommunistische Partei an, sich umzubenennen, das klingt fast nach einer Auswechslung des Papstes, doch der bleibt, er ist archaischer als die PCI.

Die Dinge sprechen lassen, kann man sich auch in sie vergucken? Vor meinem Fenster blinde Fenster wie geschlossene Augen; mächtige Bauten, die eng beieinander stehen, lichtundurchlässig, sie erinnern an Totenstädte. Die bedrückende Geborgenheit hinter Mauern ist weit entfernt von der Durchsichtigkeit unserer gläsernen Wände, hinter denen es vielleicht wenig zu verbergen gibt.

17.11.89 — Die blinden Fenster entpuppen sich als Fenster eines Treppenhauses, eine Bewohnerin kommt unten aus der Tür mit schwarzem Müllbeutel, das Haus stammt von 1875. Autogeräusche ab 6 Uhr morgens. Aus dem Radio tönen Verse von Emily Dickinson, übersetzt: *Uno più uno fa uno. Il corso della vita* („Eins plus eins macht eins. Der Lauf des Lebens“). Was ich gestern schrieb, kommt mir unvermindert in den Sinn: die Dinge sprechen lassen, nicht dauernd an ihnen ziehen und zupfen, sie vielleicht auch spielen lassen.

Gestern kam Valerio Verra wie ein Versucher und bat um einen Beitrag zur Phänomenologie für eine italienische Enzyklopädie, Wissen des 20. Jh's, gut bezahlt, überlegen Sie es sich. Gefordert ist eine offene Präsentation, „die meisten Deutschen sind zu eng“. Vielleicht geht es zwischendurch.

[Aus diesem Angebot, das im Sande verlief, entstand drei Jahre später meine *Einführung in die Phänomenologie*.]

18.11.89 — Gestern meine erste Vorlesung zum Gesamtthema „Le dialogue et les discours“ an der Universität Roma Tre. Ich habe etwa 20-30 Hörer, zumeist ältere Kollegen, kaum Studenten, obwohl eigens für sie ein Programm ausgeheckt wurde. Franco Bianco selbst ist ein verständiger und engagierter Lehrer, gastfreundlich besorgt Ich halte es so, wie ich es in Bochum gewohnt bin: Philosophische ‚Literatur‘ neben dem Lehrbetrieb. Dazu liebe ich meinen aufgeräumten Tisch, Post und Telephon fern. Versenkung in die Sache, kein andauerndes Beziehungsgezerre.

Heute war ich im nahen Centro Storico, in Straßen, die Geschichten erzählen: Via del Piè di Marmo, benannt nach dem Fuß einer Isis-Statue am Straßen-

rand; Via Spada d'Orlando, bezogen auf Säulenrisse, die auf Schwerthiebe des wilden Roland zurückgeführt werden. Bei den Dominikanern in Santa Maria sopra Minerva befindet sich das Grabmal von Fra Angelico, einem ‚anderen Apelles‘, mit der Kutte als Malerkittel, und unter dem Altar aufgebahrt Katharina von Siena, die Patronin Italiens. Der Elefant draußen vor der Fassade trägt eine kleinen Obelisk mit der Aufschrift:

Quiquis hic vides / documentum intellige robustae mentis esse / solidam sapientiam sustinere („Der du das hier siehst, begreife, daß ein starker Geist sich darin beweist, daß er feste Weisheit aushält“). Das robuste Tier wird zum Lehrmeister des Menschen. In einem Haus gleich nebenan schrieb Stendhal seinen *Lucien Leuwen*.

Das *Pantheon* betrete ich zum ersten Mal. Agrippas Bau wurde von Hadrian 125 vollendet und den 3000 Gottheiten des Reiches gewidmet. Das ist Pluralität in Potenz! Später wurde daraus die Kirche Maria zu den Märtyrern. Die gewaltige Kuppel mit offenem Scheitel nahm Michelangelo sich zum Vorbild: „Ich werde das Pantheon auf die Maxentius-Basilika setzen“, daraus wurde der Petersdom, eine Baubesessenheit, befeuert durch Gesten der Überbietung! Die Italiener, zumindest die Römer, sind ein rechtes Bauvolk. Später wurde das Pantheon von einem der Päpste geplündert zur Ausschmückung des Baldachins im Petersdom: „Was die Barbaren übrig ließen, nahmen die Barbarini.“ Gebildete Selbstironie! Bescheidener in der Form, nicht in der Sache das Grab von Raffael, der 37-jährig starb: *Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci rerum magna parens et moriente mori*. – „Hier ist jener Raffael, von dem die große Mutter der Dinge fürchtete, übertroffen zu werden, solange er lebte, und mit ihm zu sterben, als er starb.“

Draußen die Gegenwart, zwei deutsche Flaggen, warum? Wegen Berlin. Aus Pappkartons wurde eine Berliner Mauer improvisiert, freigegeben zum Bemalen. Studenten skandieren den Slogan *Contropotere* („Gegenmacht“) und zeigen Bilder von Che Guevara und Nietzsche. Es werden Parolen ausgegeben für eine antikapitalistische und antisowjetische Selbstbestimmung der europäischen Völker, wahrscheinlich von einer radikal-linken Auffangbewegung. Daneben gibt es grüne Parolen, die übliche politische Jugendbewegung, nur verspielter und weniger fanatisch als früher. Politik ist bis zu einem gewissen Grad als Kräftespiel zu betrachten, man denke sich, solch diffuse Bewegungen würden fehlen! Das heißt nicht, alles ganz ernst nehmen und allem aufs Wort glauben. Wäre dies nicht im Sinne Nietzsches? Nietzsche nicht als neuer Apostel, sondern als kräftiger Stein im Brettspiel.

Eine Ausstellung französischer Buchzeichnungen zeigt einen starken Einschlag ins Surreale. Ein Text aus den *Vaccillations* von Cioran:

Brusquement, besoin de témoigner de la reconnaissance non seulement à des êtres mais à des objets, à une pierre parce qu'elle est pierre... Comment tout s'anime! On dirait pour l'éternité. D'un coup, inexistence paraît inconcevable. Que de tels frissons surviennent, puissent survenir cela, montre que le dernier mot ne réside peut-être pas dans la Négation. –

„Plötzlich das Bedürfnis, sich nicht nur anderen Wesen Dankbarkeit zu bezeugen, sondern Objekten, einem Stein, weil er ein Stein ist... Wie alles sich belebt! Man möchte meinen, für alle Ewigkeit. Mit einem Mal erscheint Nicht-Existenz als unmöglich. Die Tatsache, daß ein solches Schauern aufkommt, aufkommen kann, zeigt, daß die Negation nicht das letzte Wort hat.“

21.11.89 — Die hiesige Wittgenstein-Tagung steht unter Regie von Oxfordern, die voller Diskretion ihre Kreise ziehen: Malcolm, McGuinness, Pears, Kenney, wenig begierig nach neuen Auseinandersetzungen. *My Wittgenstein is my castle*. Dazwischen der schnaubende Kripke, der sich ohne Scheu selbst aufführt wie ein Bobby Fischer. Dazu Bouveresse, der sich vorkommen mag als ein sitzen gebliebener Pariser. Interessante Fragen richten sich auf Themen wie Möglichkeit, Erwartung, Erfüllung, es fehlt die Enttäuschung, aufs Ganze gesehen ist alles recht esoterisch. Am Abendtisch versammeln sich die Grazer, bei denen sich alles zwischen Brentano, Meinong und Marty abspielt. Versuchsfelder, wie es sich für Wittgenstein schickt, aber vieles verläuft sich.

22.11.89 — In der Villa Medici sind Guido Ballo und die Futuristen zu studieren. Wir erleben einen Aufbruch hin zu Technik, Mobilität, Synästhesie, eine Medien- und Modefreude bis hin zu eigenen Anzügen und Krawatten, entgegen dem priesterlichen Schwarz. Der diffuse Aufbruch findet im Faschismus seine Kanalisierung. Eine gesamteuropäische Versuchung: Bewegung um der Bewegung willen, verbunden mit dem Schockartigen.

25.11.89 — Ostia Antica, die Stadt liegt da wie eine aufgeschlagene Fibel der Zivilisation. Was sich heute zumeist in anonymen Programmen und Mechanismen versteckt, tritt zutage in seinen wichtigsten Funktionen, die ihre öffentlichen Plätze haben. In der Mitte Forum, Kurie und Staatstempel; ringsum Märkte, Tavernen, Lagerhäuser, Thermen, Wohnungen; Straßenkreuzungen als Orte, wo Worte und Güter ausgetauscht werden. Die Lebensnerven werden symbolisch markiert durch Rituale einer Alltagsreligion. Im Ceres-Tempel sind Firmenzeichen in die Mosaikböden eingezeichnet. Am Kreuzweg, dem *bivio*, steht ein Weggott. Herkules wird verehrt als Fast-noch-Mensch und Fast-schon-Gott. Man findet Ziegel in allen Lagen. Man sieht förmlich, wie Bögen sich wölben, wie Brücken Druck ausüben und weiterleiten. Dazu gesellen sich als kärglicher Schmuck Wandmalerei und Bodenmosaiken, ein großes Theater zur Verwaltung des griechischen Erbes. Wie Boten aus einer anderen Welt tauchen Mithras-Heiligtümer und christliche Basiliken auf und ganz am Rande der Stadt die Synagoge. Alles ist wundersam überwachsen von Pinien, Zypressen und Kräutergras. Die Stadt wurde ausgegraben, nachdem sich alle Welt bis hin zum Papst dort ihr Baumaterial beschafft hatte. Mehrere Städte von der Republik bis zu Hadrian sind übereinander geschichtet. Eine sakralisierte, kaum transzendierte Alltagszivilisation.

Abends bin ich bei Franco Bianco zu Gast, gleich neben der Villa Torlonia, wo Mussolini wohnte und ausritt. Kripke sitzt mit dabei, als Jude ißt er koscher, er ist in sich vergraben, mit ruckartigen Gebärden und einer eruptiven Sprechweise wie in einer anderen Welt lebend. Dabei hat er bedeutende Dinge fabriziert. Es kommt jedoch zu keinem ergiebigen Gespräch. Frau Bianco und ein Jüngerer sind ganz in der Anfangsphase. Nachholbedarf an Logik und Sprachanalyse nach zuviel Geschichte à la Croce und Gentile? Dazu Zahlen: angeblich befassen sich 60% der Studierenden mit Geschichte der Philosophie, davon etwa 30% mit Heidegger, 10% bleiben für Logik und Wissenschaftstheorie, einige sind analytisch orientiert. Das macht mich ungeduldig.

1.5. ISCHIA, NEAPEL: Weihnachten, Neujahr

Dezember/Januar 1989-90

17.12.89 — Nach kurzer, aber anstrengender Irrfahrt über Paestum lande ich auf ISCHIA, einer Insel mit Felshängen, Felsenuffern und schmalen Sanduffern. Ich finde eine Unterkunft im Hotel Imperial, dessen Name mich an ein gleichnamiges Kongreßhotel in Dubrovnik erinnert. Erstes kurzes Bad im Meer. Der Ort Forio ist ein alter Ort wie Saint-Tropez, keine Erfindung der Fremdenindustrie, obwohl diese nachrückt, aber gemäßigt durch die Ferne und Enge der Insel.

Mein Gefühl sagt mir, ich gehöre nicht recht hierher. Ich will mich nicht überheben über all jene, die hier Erholung suchen und sonst ihrer redlichen Arbeit nachgehen. Doch den Handwerkern der römischen Suburra fühlte ich mich näher als den vielen wartenden Dienstleistenden. Dabei bin ich hier gut und ruhig aufgehoben mit warmem Schwimmbassin und dem Meer vor dem Fenster. Es muß anderes sein, das mir fehlt. Ich komme mir etwas vor wie fahnenflüchtig, keiner hat meine Adresse, ich bin weit aus der Welt. Ortsverschiebungen, heute morgen noch die Camorra-Kulisse, nun die deutschsprachige Euphorie um mich. Ich lasse es dabei und beschließe, Zeit und Ort wirken zu lassen. Vor meinem Fenster ein Kaktusstrauch, eine Kiefer und abends oben auf dem Riff das zirkulierende Licht eines Leuchtturms.

18.12.89 — Montag, ein geschenkter Nachsommer. Gestern in Neapel 21°, mittags das prickelnde Salzwasser. Ich fahre hinüber nach Sant'Angelo. Die Sommerresidenzen stehen nun leer mit Ausnahme einer Bar. Die Gastwirtin stammt von Capri, ihr Mann kannte noch Gilles, der oben im Ort wohnte und malte. Eine Gegend, vielleicht doch zu schön für eine Malerei, die sich durch Gegenwärtiges herausfordern läßt? Zu ‚schön‘, das heißt, die Formen sind vorgegeben; es fehlt ein *être sauvage*, das Formen hervorruft und hervorlockt. Ich sitze auf Felsblöcken, die als Hafenmole dienen, auf dem Meer Fischerboote, in der Ferne ein Öldampfer, eine Zunge angeschwemmten Unrats, sonst durchsichtiges Wasser. Ein Nebengedanke: Hat Platon, anders als Heraklit, mit sei-

nen Gedankenflügen und Gedankenbauten das Meer zurückgedrängt und mit ihm die Sinnlichkeit?

Mit dem Bus fahre ich steil die Hänge hinauf nach Fontana, nahe dem Gipfelberg Epomeo. Es geht durch Weinberge mit alten Mauern, vorbei an einem Bergnest, wo sich Menschen zu einer Beerdigung versammeln. Die Todesanzeigen werden ausgehängt wie in Kroatien. Schließlich der Hafentort Ischia. Es gelingt mir nicht, ein einfaches Handtuch zu finden: *finito*, Saisonende. Auch diese Zauberinsel hat ihr ‚Flachland‘ der Gewöhnlichkeit. Das Festland ist zu nah. Ich bin froh, als mein Circolare Sinistra um die Ecke der Uferstraße biegt. Mein Hotel ‚Impérial‘, wie die Italiener betonen, hat seine Vorgärten mit bunten Lampions geschmückt, wohltuende Ruhe. Mich empfängt ein runder, weißer Gartentisch, den ich mir erbeten habe: *per scrivere*, um zu schreiben.

19.12.89 — Der an- und abschwellende Schein des Leuchtturmlichts auf meiner Zimmertür wirkt wie eine rhythmisch bewegte Lichtschranke, Meeresrauschen, zunehmender Wellenschlag.

20.12.89 — Mittwoch mittag steige ich hinauf durch die Weinberge. Zu Füßen des Monte Epomeo breitet sich wilder Wald aus, *selva selvaggia*. Mitten darin befinden sich, zwischen Maroni und Tuffelsen, alte Steinmauern, Felsenkammern, ausgemauerte Brunnenschächte. Der Weg führt den Hang entlang mit Blick auf das Meer. Ein Mädchen sucht Moos, wahrscheinlich für die Krippe. Posso aiutarti? Sie wehrt ab, wohl aus Scheu. – Ein Bauer erklärt mir, die Mauern seien teils von Privatbesitzern errichtet, teils von der Kommune, und zwar gegen Räuber, jetzt habe man andere *travaje*. Stammt das Wort aus früheren Zeiten, als hier Spanier oder Franzosen regierten? Es soll mehrere Dialekte auf der Insel geben. – Mein Abstieg führt an kleinen Gehöften und Tuffhöhlen vorbei nach Serrara, wo die Straße unter dem Glockenturmgewölbe hindurch auf einen großen Altan zuläuft, mit Blick auf eine Pizzeria „Sorriso di Aurora“. Die Wirtin wartet auf Kunden, aber ohne Lächeln, *senza sorriso*. In einer winzigen Kirche treffe ich einen Jungen, dem ein Weihnachtsgesang eingetrichtert wurde: *un bambino è nato, alleluja*. In den Weinbergen sieht man Bauern, die Weiden beschneiden wie in alten Stundenbüchern.

21.12.89 — Merkwürdig verschobene Zeitrechnung. Kaum ein normaler Tourist, der aus Athen zurückkehrt, würde sagen: Jetzt war ich in der Stadt von Platon oder Sophokles. Aber haben die Römer mehr mit Seneca oder Caesar zu tun als jene mit Sokrates? Rom ist weitgehend museal, wengleich man im Alltag über Bestandstücke der Museen stolpert.

24.12.89 — Fahrt in das Bergstädtchen Fontana. Die Kirche ist im Inselstil gebaut: flaches Dach, Kuppel, freistehende Glockengestänge, freistehende Uhr, meist in hellem Weiß, maurisch anmutend. Die Häuser sind oft in die weichen Tuffelsen eingeschnitten. Beim Aufstieg auf den Epomeo nimmt mich ein Itali-

ener ein Stück weit in seinem Auto mit, das letzte Stück gehen wir zu Fuß. Er ist der Besitzer des Restaurants auf der Bergspitze, über die Schultern trägt er zwei Säcke mit Küchenbedarf für angemeldete Gäste. Im Sommer nutzt er die Hilfe von zwei Maultieren. Das Restaurant ist nicht auf festem Boden gebaut, sondern *scavato*, ausgehöhlt aus dem Felsen. Von den Terrassen geht der Blick rund um die Insel. Unten ist mein Hotel zu sehen. Dort arbeitet Giovanni. Er hat seine Cousine geheiratet, man kennt sich und die Probleme: „Früher hat man die Augen geschlossen, jetzt hält man sie offen.“ Es ist eine immense Arbeit, die er seit 43 Jahren verrichtet. Er kennt halb Deutschland von Reisen her, seine Tochter arbeitet über Weihnachten in Paris, er selbst auf dem Berg, die Frau unten in Fontana. Luigi trägt mir Grüße an Giovanni auf.

Abstieg nach Forio durch Eichen- und Maroniwälder. Auf halber Höhe gibt es mitten im Wald viele Mauern auf aufgelassenen Grundstücken. Ein ein veritables Höhlenhaus mit gemauertem Türstock und Luftloch wird nun von Waldarbeitern benutzt. Rascheln von Eidechsen im Gemäuer. Jäger schießen Wild für den Festtagsbraten. Vom Tal herauf tönen Weihnachtslieder.

Die Leute auf Ischia: die Wirtin in Sant'Angelo, der Wirt vom Epomeo, der Buchhändler in Forio, bilden eine selbstbewußte Inselaristokratie. Der Leuchtturmwächter an der Punta Imperatore hat auf den Klippen einen Weinberg. Dazu die Buskontrolleure: elegant gekleidet, oft zu zweit, tun sie oft völlig Überflüssiges. Die Passantin neben mir wird nicht kontrolliert, sondern mit Handschlag begrüßt: *auguri*. Der Kontrolleur sieht das Auto eines Bekannten und steigt um. Ein Arbeits-Leben besonderer Art, bei dem man einander nichts unnötig versagt.

Heute und gestern habe ich meine „Responsivität“ neu konzipiert; ich hoffe, daß diese Fassung nun endlich hält. Zwischendurch lese ich in den *Dialoghi con Leucò* von Pavese, halbmythische Gespräche zwischen Gegenwart und Tod, Angst und Erwartung. Und bei Bernard Noël finde ich den Satz: *Chaque livre est seul, inexorablement seul: il ne peut plus tromper sur soi. Il est sans appel ce qu'il est.* – „Jedes Buch ist allein, unerbittlich allein: es kann nicht über sich selbst täuschen. Es ist unwiderruflich, was es ist.“

Die Christmette in San Vito beginnt mit Gregorianik, im fernen, aber hierzu-lande weniger fernen Latein. Gegen Mitternacht folgt der Umzug des Bambino unter einem Schirmbaldachin, getragen vom Pfarrer, der aussieht wie ein liturgischer Adorno, glatzköpfig, Stentorstimme, voranschreitend wie ein Feldherr. Der Chor bietet schönstes 19. Jh. mit Einlagen von Händel, *Gute Nacht, Venite adoremus*. Die Predigt gilt dem Bambino, das während des Gottesdienstes zum Kuß herumgereicht wird. Bei einem Opfergang von Kindern wird ein lebendiges Kaninchen zum Altar getragen. Darauf folgt der Klingelkorb. Von draußen ertönen Böllerschüsse, Paukenschläge, es wehen gelbe Papstflaggen. Der Italiener im Buchladen nennt das Ganze treffend eine *coreografia cattolica*. Die Leute sind wechselnd beteiligt oder unbeteiligt. Ich sehe sorgenvolle Frauengesichter, denen

der Gedanke an einen *Salvatore* gewiß Halt gibt, aber auch zerstreut herumstehende Jugendliche, die sich begrüßen wie auf dem Spielplatz. Was für eine alterprobtte Gestaltungskraft in diesen Zeremonien, die ein bißchen komisch wirken, aber nicht lächerlich sind! Um lächerlich zu erscheinen, sind sie zu sehr zweite Natur. Religion entlastet, wird aber nicht zu ernst genommen, kein zerknirschtes Sünderherz. Etwas dieser Art wird auch den Ritualen im alten Rom, so etwa der Vogelschau der Auguren, eigen gewesen sein, und es ist schwer zu sagen, wodurch sich dies ersetzen ließe. Doch inmitten des halb Gläubigen, halb Abergläubigen erklingen die großen Texte von Jesajas und Lukas. In der Alltagsreligion hat sich viel Außeralltägliches abgelagert. Eine Feststimmung kommt auf, selbst wenn die Jahrmärkte vieles abschöpfen. Auf dem Friedhof sind die meisten Gräber illuminiert, man läßt die Toten teilnehmen am Lichterfest. Ich wandere gegen 2 Uhr nachts längs des Meeres zu meinem Hotel zurück, sehe am Himmel den Orion und denke, wie lange es ihn schon gibt. Es gibt Beständiges, das sich nicht rundweg historisieren läßt.

Als politischer Ausklang kommt der Sturz des rumänischen Diktators. Es entsteht mit einem Male ein politischer Konsens, der in seiner Plötzlichkeit fast schon wieder zweifelhaft ist. In den Beilagen der *Repubblica* finde ich ein gescheites Interview mit Ralf Dahrendorf: „Radikaler Reformismus“. Es kommt nahezu zwangsläufig zu einer Zeitverschiebung zwischen politischen und ökonomischen Reformen. Stabilität vor Freiheit?

25.12.89 — Am Weihnachtsmittag mache ich mich auf zu den *Fumarole* in Sant’Angelo, wo der Dampf aus den Uferfelsen quillt, der Ufersand kocht, eine *spiaggia bollente*, wie die Italiener sagen. Mehrmals tauche ich ein ins Meer, man erwärmt sich in Dampfschwaden. Anschließend wandere ich ins Gebiet der Terme di Cavascura – Dantes Verse im Ohr: *Che la diritta via era smarrita*. Schluchten mit ihren steilen Tuffwänden, bewachsen mit Ginster und Brombeergebüsch, ziehen sich weit durchs Land. Nach mühsamem Aufstieg erreiche ich aufgelassene Häuser aus uraltem Gestein, mit unverputzten Wänden, gewölbtem Innenraum, einer einzigen Fensteröffnung und Außentreppen, die aufs flache Dach hinaufführen. Welch ein Kontrast, auf der einen Seite eine Badezivilisation mit allem Komfort, auf der anderen Seite Steinhöhlen, die an Urzeiten erinnern, als Licht und Wärme rar waren. Die Quellen sind ein Geschenk der Natur.

Ich suche eine Bushaltestelle, warte aber vergebens, ab Mittag ist der Verkehr eingestellt. Der freundliche Besitzer eines Tabak-Papierladens erklärt mir: *Natale*, da sind alle zu Hause. Er besorgt mir aber einen Freund, der vorbeikommt und nach Forio fährt: *Lei è fortunato*. Wenn Glück und Freundlichkeit sich verbinden...

Abends am Hoteltisch ein Ehepaar aus Zürich, borniertes Randeuropa. Ich höre Sottisen zu den neuen Entwicklungen im Osten. Um sie recht wiederzugeben,

bedürfte es des Tonfalls, der wie jeder Tonfall zur Guillotine werden kann. Ein Beispiel: Da gibt es Schlangen vor den Läden, woher haben die denn das Geld, das alles zu kaufen?

26.12.89 — Mittags nochmals bei den Fumarole, wohl etwa 11°. Wir sind sechs *irriducibili*, drei Frauen, drei Männer; der italienische Ausdruck, der sich mit 'unentwegt', unter diesen Umständen aber am besten mit 'unverfroren' wiedergeben ließe, begegnet mir in einer neapolitanischen Zeitung. Nebenan am Strand sitzt, frei nach Thomas Mann, eine Tadzia, verzärtelt, fröstelnd, ins Ungewisse lächelnd, wartend auf etwas, das man früher, 'Leben' nannte. Aus meiner Strandlektüre eine Heideggersche Bemerkung: „Die Vieldeutigkeit des Terminus wird in dem bedeuteten Gegenstand selbst ihre Wurzeln haben.“

27.12.89 — Morgens werde ich geweckt durch einen Hahnenschrei, wolkenloser Morgenhimmel bei 9°, Schwimmen außen im Thermenbecken. Schön ist dieser Blick durch Zitronenbäume und Palmbüschel hindurch auf das Epimeo-Massiv, Felsenzacken, die in den Himmel ragen. Mittags fahre ich nach Ischia Ponte, besuche das Kastell mit Blick auf die alles überwachsenden Gärten. In der Kathedrale, die aus dem 14. Jh. stammt, wurde Vittoria Colonna vermählt. Daneben steht ein Klarissenkloster mit einem Friedhof, wie ich ihn nie gesehen habe: Steinsitze die Wände entlang, wo die Leichen saßen und vermoderten, im Dienst der frommen *meditatio mortis* – archaische Toten-Höhlen-Kulte. In der Krypta befinden sich Adelsgräber, die Nischen sind mit Fresken aus der Giotto-Schule geschmückt. Was müssen diese Menschen geglaubt haben, um eine solche kultische Todesnähe auszuhalten?

30.12.89 — Gut 35 Jahren nach meiner italienischen Abiturreise sehe ich NEAPEL wieder. Im Castel Nuovo ist eine weihnachtliche Krippenausstellung zu sehen. Was hervorsteht, ist die neapolitanische Erzählfreude, überbordende Märkte und Schankstuben, als sei das Geburtswunder in die Dinge ausgewandert, daneben Venedig ganz in Glas. Dazu kommt Wachs aus Nürnberg, umgeben von Zeugnissen aus aller Welt von der Elfenbeinküste bis nach Japan. Als besondere Zugabe haben Kinder aus Kindergärten und Grundschulen eine Krippe aus der Berliner Mauer herausgeschnitten, andere beschränken sich auf Pappbecher und Stroh, die Kinder sind besonders gegenwartsnahe. Die Darstellungsfreude vereint Hersteller und Betrachter.

Das Stadtbild zeigt, wie sich im 19. Jh. die Welt der Paläste, Festungen und Theater mit der Welt der Wirtschaftsbürger verbindet. Die Galerie Umberto I bietet unter Glasdach und Kuppel alles Neue feil. Die Stadtkrippe ist mit der höflichen Bitte versehen, keine Münzen auf die Hirten zu werfen.

Ich nehme einen Bus hinauf zum Museo Nazionale, aber dort erwartet mich eine böse Überraschung. Ich spaziere um die Mittagszeit arglos über einen Bürgersteig, da braust ein Paar auf dem Moped an mir vorbei und entreißt mir meine Ledertasche, darinnen ist zu meinem Unglück die Lesebrille. An der Straßen-

ecke parkt ein Auto mit vier zwielichtigen Gestalten wie aus der Dreigroschenoper, es hilft nichts, weg ist weg. Fatalistisch resigniert kehre ich zum Hafen zurück.

Bin ich in einer Stadt, durch die man gehen muß, als sei sie in der Hand von Guerillas? Es gibt hier viele Menschen, die vom Fang leben, auf dem Meer oder in der Straße. Bei Aristoteles gehört auch das Stehlen zu den Berufen, da sie eine eigene Geschicklichkeit verlangen. Aber Abweichung als Beruf? Es gibt keine Diebstahltafeln, die ebenso am Platze wären wie Verkehrsschilder.

Unter den obwaltenden Umständen lebt man wie im dauernden Kleinkrieg, stets auf dem Quivive, *inter arma silent musae*. Ich betrachte meinen gestrigen Verlust als ein lehrreiches Fatum.

Ein Schiff bringt mich zurück auf die Insel, vorbei an erleuchteten Ufern: Capo Miseno, Pozzuoli – *bellissimo*! Freudig begeisterte Italiener fahren mit nach Ischia. Aber auch ein verdrossenes deutsches Ehepaar; der Mann mit einem Ansatz von Künstlermähne gönnt im Bus seiner Frau nicht den Platz. Ich flüchte auf mein Zimmer zum Schreiben, Essen, Trinken – ohne Brille. Es bleibt ein Nachgeschmack, als sei aus einem schönen Bild plötzlich eine häßliche Kröte gekrochen. *O dolce Napoli!* Mein Aberglaube an den Ring des Polykrates trägt nicht. Immer wieder werde ich im unglücklichen Augenblick auf die Probe gestellt.

31.12.89 — Ich steige nochmals hinauf in die wilde Landschaft um den Epomeo. Kurz vor dem Gipfel liegt 720 Meter hoch die Pietra d'acqua: eine Art Brunnenhaus, in den Felsen gemeißelt mit Regenrinne und Regenloch. Felsgemächer werden teilweise als Gerätekammer benutzt. In den Maroniwäldern verstecken sich Felshöhlen mit Kaminloch, Türstoß, Steinbänken, Steinregalen, Steinbrunnen. Die vereinsamte Wald- und Felsenstadt wird nur noch von Holzfallern aufgesucht.

1.-1.90 — Neujahrsmorgen, verblaßter Glanz, Regenwind und graues Licht. In der Inselstadt predigt der Pfarrer einen *mondo nuovo*, dies klingt wie ein Zitat ohne rechten Augenschein. Der Verkehrspolizist nimmt sich Zeit, bevor er wieder zu seiner kleinen Kreuzung geht und seine weiße Schirmmütze aufsetzt. Es scheint egal, ob er hier steht oder dort.

3.1.90 — Gedanken vor dem Abschied von der Insel. Ischia ist eine Insel des Überflusses, beschenkt von Neptun und Vulkan zugleich. Da ist der weiße Tuffstein, der sich bereitwillig der Hand anschmiegt, weiß leuchtend über der Wasserfläche, bizarr; da ist das Vulkangestein, hervorgehend aus einem Zustand, der in den heißen Quellen fort dauert. Die Brunnenfelsen droben im Wald sind wie erkaltete Thermen. Dazwischen dann die südliche Fauna aus Weinreben, Zitronen, Apfelsinen und Palmen. „Laue Lüfte“, ein weiches Land.

Auch Gedanken nehme ich mit. Allmählich werde ich warm mit meinem Buch und einem Titel wie *Antworten auf...* Leiser Anklang an Beckett, der kurz

vor Weihnachten leise davonging. Ich schlafe unruhig, als wäre es zu schwer, immer bei sich selbst ausruhen zu müssen, obwohl ich weiß, daß ich nicht allein bin. Verse von Irina Ratuschinskaja kommen auf meinen Tisch:

„Ein Garten irgendwo. / Zugvögel blühen dort an allen Zweigen. / Ich komme da nie hin, / Nicht dort und nicht hier ist mein Ort...“

4.1.90 — Morgens in der Dämmerung mein letztes Bad in den Thermen, die Bergzinnen am blauen Morgenhimmel, dann wieder auf dem Festland, NEAPEL, Stazione Termini. Nachdem ich mich nochmals in die Turbulenz dieser Stadt gestürzt habe, fühle ich mich fast heimisch. Als eine Art Nachbeschwörung meines Mißgeschicks gebe ich eine Verlustanzeige bei der Polizei auf.

- Auf der Überfahrt lese ich vom hoffnungslosen Mezzogiorno, Italiens Dritter Welt seit mehr als 100 Jahren. *Ma Cristo è sempre fermo a Eboli*. Ein Wirtschaftsartikel beschreibt das Steuerdebakel. 50% der Bevölkerung (der öffentlich zu belangenden Unselbständigen) zahlen 80% der Steuern. Man stellt ein immer noch recht niedriges „Einkommensmaß“ auf, bei dessen Unterschreitung Nachforschungen angestellt werden. Öffentliche Angestellte halten sich auf ihre Weise schadlos, wie die *Repubblica* bemerkt. Im Museo Nazionale stehen geballt sechs Wärter vor den pompejanischen Fresken und warten auf den um 14h einsetzenden Feierabend. Jeder hält sich schadlos, so gut es geht. Was dabei herauspringt, gilt als *bien de tous*, wie immer dieses aussehen mag. Italienische Amtsstuben und Amtsorte gleichen kirchlichen Messen, bei denen viele nur herumstehen. Rahmenbildung, Netzwerk, vieles ist a-funktional. Vielleicht sollte man die italienische Öffentlichkeit stärker als Zeremoniell betrachten, wie einen Hof ohne König.

Nochmals Neapel, wie es sich dem Besucher darbietet. Maria del Carmine, eine barocke Volkskirche, drinnen ein Madonnenbild, vor dem gebetet wird. Davor das Konradin-Denkmal von Thorvaldsen; das Schicksal von Corradino di Svevia wurde den Italienern zur Herzenssache. Nebenan Spuren der revolutionären Repubblica Partenopea von 1799, Geschichten über Geschichten. In der *Repubblica* ist die Rede von Italien als dem Garten und Museum Europas.

Ich betrete nun das Museo Nazionale. Der archäologische Teil enthält viele Funde aus Pompeji. Die Freskensammlung vermittelt ein lebensnahes Bild der späten Römerzeit: Göttergeschichten, Eros und Psyche, die berühmte Opferung der Iphigenie, Blumen ausstreuende Frauen, Pflanzen und Tiere in weichen, gedämpften Farben. Es gibt eine Galerie ägyptisierender Gestalten und römischer Skulpturen aus der frühen Kaiserzeit, teilweise schon damals archaisierend. Allmähliche Vermenschlichung der Götter, Anthropotheologie.

Mit dem Funicolare gleite ich hinauf auf den Monte San Martino. Die Stufen hinunter in die Stadt führen durch enge Wohnviertel, in denen der Straßenmüll überhand nimmt mit zerfetzten Kanapees, ausgebrannten Vespas, schwar-

zen Säcken. Dazwischen tönt das Hämmern, Waschen, Feilschen und Lachen der Bewohner, die sich in vieles zu schicken scheinen. Abends steige ich in den Nachtzug, frühmorgens Ankunft am Brenner im Schnee, ein letzter Capuccino auf italienischem Boden.

1.6. TRIEST und Rilkes DUINO

März 1990

28.3.90 — Mit dem Zug nach Triest, durch die verschneiten Tauern. Ich mache interessante Zugbekanntschaften. Im Abteil sitzt ein älterer Herr aus Kärnten, der sich als kunsthandwerklicher Maler entpuppt, der Hauswände und Möbel bemalt, aber vor allem Wappen malt. Er erzählt von einer großen Familie. Sein Bruder wanderte in das einstmals österreichische Sarajewo aus, hat nun sieben Söhne, alles Ärzte, und baute Eisenbahnanlagen, Tunnels und im Krieg Militäranlagen. Er selbst wurde nach dem letzten Krieg für zwei Jahre von den Amerikanern interniert, malte dann Militärembleme für die Engländer, Glück des Unternehmenden. – Hinter Villach steigt ein jüngerer Mann zu, der die *Zeit* liest und aufmerkt, als die Spürhunde der Zöllner vorbeikommen. Wir kommen ins Gespräch, er zeigt mir ein Suhrkamp-Buch von sich: der Autor Josef Winkler. Er erzählt von seinem neuen Roman, der von einem Armenfriedhof in Neapel handelt, von 365 Gräbern, einem pro Tag. Er geriet über Dostojewski und Genet ins eigene Schreiben, während er in der Universitätsbibliothek von Klagenfurt arbeitete. Nun ist er auf der Fahrt zu einem Thomas Bernhard-Kolloquium in Venedig, besessen vom Thema des Todes. Er ist Teil der schwarzen, aber sinnenrächigen österreichischen Dichtung, die so nur in der Provinz gedeiht. Wie Peter Handke kommt er aus einem kleinen Dorf.

Die Fahrt geht die Küste entlang durch eine Karstlandschaft nach Triest, wo ich von Renato Cristin begrüßt werde. Ich wohne im Hotel am Theater, nahe der zentralen Piazza Unità. Bank- und Versicherungshäuser umgeben den weiten Platz, an einem Ende das Rathaus, auf der Gegenseite die Hafenkais und das Meer. Die Stadt wurde groß unter Maria Theresia und zeigt den Kaiserstil des 19. Jh.'s mit hohen Häusern, Balkons und der Liebe für Denkmäler. Wir kehren ein im Café Tommaseo, wo Joyce oft verkehrte, die Stuckdecken wurden wiederhergestellt.

29.3.90 — Donnerstag halte ich nochmals meinen Vortrag „Il proprio e l'estraneo“. Eingeführt werde ich von Pier Aldo Rovatti, einem Philosophen aus der Schule von Enzo Paci, Mitarbeiter von *Aut – Aut*, der nun von Marx aus stärker zu Husserl und Heidegger zurückkehrt. Dazu Renato Cristin, der gerade eine Arbeit zu Heidegger und Leibniz fertiggestellt hat. Gefüllter Saal, lebhaft Diskussion, die Teilnehmer sind entschieden sachkundiger als in Rom. Unter

den Älteren sind Giorgio Derossi, Kenner von Merleau-Ponty, und seine Frau, die Bühler übersetzt hat.

30.3.90 — Freitag morgen am Fischerhafen. Dort steht ein serbokroatischer Tempel mit Kuppeln und Ikonen, zumeist aus dem neobyzantinischen 19. Jh., Nähe zur kollektiven Weihrauch-Mystik. Den Umkreis bildet ein religiöser Fleckenteppich aus slowenischen, griechischen und lutherischen Elementen, ein Gewimmel von Traditionen ganz im Sinne von Joyce. Den Schloßberg hinauf stößt man auf Solatengräber, flache weiße Steine im Gras, am Ende auch einige KZ-Opfer und Widerständler. Vom Kastell blickt man aufs Meer und die Karsthänge, daneben die Basilika San Giusto mit römischen Mauerresten, alles leicht im Verfall wie auch die Altstadt.

Nachmittags fahren wir nach DUINO. Ich wohne in der Villa Gruber, einem Haus voller Bücher und Bilder. Von den weißgrauen Klippen geht der Blick hinunter auf die Fischerboote im Hafen. Über die Klippen führt der „Sentiero di Rilke“ auf das berühmte Schloß zu. Eine fast unwirkliche Landschaft, Sonnenbahnen auf dem Wasser, Melodie der Wellen.

In Triest, einer Grenzstadt par excellence, fand ich an einer Mauer die folgende Verszeile des halb-jüdischen Dichters Umberto Saba: *A Trieste ove son tristezze molte, e bellezze di cielo e di contrada.* – „In Triest, wo es viel Trauriges gibt – und Schönheiten am Himmel und auf Erden.“ Nicht nur Rilke schrieb im nahen Duino seine Elegien, der unter Neurasthenie leidende Physiker Thomas Boltzmann nahm sich dort das Leben, und Winkelmann wurde in einer Herberge nahe Triest ermordet. Man ist versucht, Trieste auf Tristesse zu reimen. Für mich klingt in Duino das nachbarliche Dubrovnik an. Angesichts einer Schar halbwüchsiger Schüler und Schülerinnen kommt mir der Gedanke: Könnte es nicht sein, daß Italiener mehr mit und in der Familie heiraten, daß sie also stärker einem kollektiven Glück und Unglück verhaftet und weniger stark der Exzentrik von Liebesschlägen ausgesetzt sind?

31.3.90 — Nachmittags mache ich mit Renato Cristin ein Ausflug nach AQUILEIA. Die romanisch-gotische Basilika steht auf hohen Säulen, überwölbt von einer schiffsartigen Holzdecke. Es gibt viele Tiermosaiken und Schiffsdarstellungen, so etwa Jonas auf der ‚Kürbislaube‘, ausgestreckt zwischen Rebzweigen wie ein Dionysos, und angelnde Amoretten. Ringsum führen Zypressenwege, eine altrömische Hofanlage nahe dem Schilf, Anklänge an die Reichenau.

In der Nähe das alte Fischerstädtchen GRADO, venezianisch in der Art, wie Schiffe in die Stadt kommen. Der Dom untersteht dem Patriarchen von Grado, auch hier finden sich Mosaike aus dem 6. Jh., Säulenkapitelle aus Byzanz, eine kostbare Kanzel unter einem mit Fresken geschmückten Baldachin. Neben an das Baptisterium und eine Kirche Maria delle Grazie mit einer aus Bruchsteinen gebildeten Apsis. Ravenna ist nahe, die Kunstfertigkeit des alten Rom

fügt sich ins Neue ein. Mein Begleiter ist allzu wortbesessen, unfähig, den ‚Bildergottesdienst‘ zu würdigen.

1.7. ROM: Kultur-Tagung am Goethe-Institut, Ausflug nach PALESTRINA

Mai/Juni 1991

Bei der Ankunft am Samstag abend empfängt mich ein kleiner, hinkender Römer mit seinem Taxi und begrüßt mich mit Handschlag (vielleicht mit einem Blick auf ein Handgeld, doch warum nicht?). Von der Bocca della Verità gelange ich zum Hotel Fiume, vorbei an römischen Hausburgen mit aufgesetzten Dachtürmen wie auf Bildern von Carpaccio. Mein erster Gang führt durch die Gärten der Villa Borghese, „Alles ist voll Göttern“: Hermesfiguren, Faune, Brunnennymphen, eine üppig wuchernde Mythologie. Leichtigkeit der Liebe liegt in der Luft; Liebe scheint weniger verknüpft mit Erlösungsgedanken, Ovid als Liebespatron, doch *videatur et altera pars*: Auf dem Campo de' Fiori, zu Füßen von Giordano Bruno, demonstrieren anarchistisch ausgerichtete Arbeiterbasisgruppen gegen die Ermordung eines Jugendlichen in einem Sozialzentrum. Suche nach Märtyrern? Bei Józef Tischner, dem Hausprediger der polnischen Solidarność-Bewegung, heißt es: „Das Christentum lebt von seinem Heroismus.“

26.5.91 — Im Erdgeschoß der Villa Borghese sieht man Figurengruppen wie Berninis Raub der Proserpina oder Apollo und Daphne, auf dem Sockel ein moralisches Distichon aus der Hand des Künstlers: *Quisquis amans sequitur fugitivae gaudia formae / Fronde manus implet baccas seu capit amaras.* – „Wer liebend den Freuden der flüchtigen Gestalt nachjagt, füllt seine Hände mit Laub oder pflückt bittere Beeren.“ Im Gemäldesaal erlebt man mit Caravaggio den Einbruch des Alltags in die Malerei. Dieser *peintre terrible*, der nur 39 Jahre alt wurde, zeigt in seiner *Madonna dei Palafrenieri*, wie Maria den grimassierenden Kopf der Schlange zertritt und der kleine Jesus dem Schlangentritt der Mutter nachhilft. Das Bild wurde von der Bruderschaft in Auftrag gegeben, aber dann abgelehnt. Daneben das Bild *David und Goliath*, dieses wurde von der Kurie wegen eines tödlich ausgegangenen Duells des Malers zurückgewiesen. Alles weit entfernt von ‚religiöser Malerei‘.

Draußen im Park zieht eine Parade von Oldtimern vorbei, Fiat, Bugatti und so fort. Die Patina der Technik erinnert an eine Zeit, da Technikprodukte noch ebenso überraschend waren wie ein neuer Caravaggio und der Autohersteller Fiat sich gleichermaßen für Pferde und Automobile erwärmte. Dann die Villa Medici, Akademie der Franzosen, umgeben von einem herrlichen Park. Dea Roma, ein Studio mit Pflanzen und Vögeln, bezeugt die Botanierlust von Ferdinando de' Medici. Daß Balthus hier eine Zeit lang residierte, verwundert nicht. Weiter unten in der romanischen Kirche San Lorenzo in Lucina, die bis

auf das 4. Jh. zurückgeht, stößt man auf das Grab von Poussin mit einem marmornen Gedenkstein von Chateaubriand.

27.3.91 — Morgens beginnt eine Tagung zur Fremdheit in der Kultur. Mein Beitrag konzentriert sich auf Fremdheit, die in der eigenen Kultur beginnt und nicht erst von außen kommend begrüßt oder abwehrt wird. Abends lädt der Botschafter zum Abendessen ein zusammen mit seiner Frau, die mit dem Koch einen Sauerbraten mit Knödeln eingeübt hat, die italienische Küche verfremdend. Wir sitzen an einer langen vornehmen Tafel. Der Botschafter, ein unpräziser Bonhomme, war 20 Jahre lang Beauftragter der Regierung für Rüstungsfragen, der Sohn spielt mit in dem Bochumer Ruhrgebiets-Hit *Starlight*. Ein veritabler Kulturproduzent und Kulturvertreiber tritt auf und vermißt Gestalten wie Bloch und Adorno, die nicht nur andere Philosophen zitieren, sondern selbst philosophieren. Häufig bringt man Gegenwärtiges zum Verstummen, indem man anderswohin hört. Der Vollmond über dem Palastgarten denkt sich gewiß das Seinige.

28.5. — Mir gelingt ein unfreiwilliger Eklat. Freimut Duve, Hamburger SPD-Abgeordneter und Vorsitzender des Kulturausschusses, der die Tagung mit einer Stippvisite beehrt, sucht das Heil in einem „Mindestkonsens“. Ich bemerke in der Diskussion, Bedingungen für einen Minimalkonsens seien nicht selbst minimal, wenn man etwa an Demotivierung und Gewaltbedürfnisse bei Arbeitslosen im Ruhrgebiet denkt. Der Betroffene reagiert erregt, findet meine Bemerkung im höchsten Grad unfair: „Herr Professor, ich möchte doch gern wissen, welchen Mindestkonsens Sie bei Ihrer Lehre brauchen, wir suchen den Konsens doch gerade, weil es die Gewalt gibt...“ Ich erwidere: „Es gibt eine Bereitschaft zum Konsens, die nicht selbst konsensuell erzeugt wird“, und verweise auf die Genealogie der Moral bei Nietzsche. Er besteht mit Habermas auf einem formalen Konsens. Die scheinbare Unschuld des formalen Konsenses strafe sich selbst Lügen mit dem ungezügelten Ausfall, der die meisten Anwesenden überraschte: Konsensbeleidigung!

29.5.91 — Am Schlußtag versucht der amerikanische Phänomenologe und Technikphilosophie Don Ihde sich an einer ‚ästhetischen‘ Rettung des Fremden. Er beruft sich auf die ökologische Haltung traditioneller Australier, die ihrem Geschmack folgen. Aber dies scheint mir Ausdruck eines allzu weichen Optimismus, ähnlich wie beim Schlußredner, der sich von einer „europäischen Grundstimmung“ den Weg zu einer wortlosen Verständigung erhofft. Kanten des Fremden schleifen sich ab, und das Eigene verliert seine Konturen.

Aufschlußreich war für mich der Vortrag eines Psychiaters aus Rom, der über den Universalismus in der Tradition des Talmud sprach. Er ging aus von einer Stufenfolge. Zuerst kommt der Befehl Gottes *vor* Gut und Böse. Dann folgt Noah, bei dem es entscheidend auf die Barmherzigkeit Gottes ankommt; in der Arche wird die Menschheit gerettet, und dies gilt für alle Menschen. Erst dann

kommen Moses und Abraham mit der Einsicht in die Unmöglichkeit eines Tötungsbefehls, und erst daraus resultiert die Besonderheit des auserwählten Volkes. Ich stelle die Frage: Also ein Universalismus *am Anfang*? Der Redner bejaht dies, ein Universalismus *am Ende* bestünde im Kommen des Messias, so daß der Wolf beim Lamm liegt, doch das ist etwas, worauf wir nur warten können. Dies erinnert an die Geistesart von Levinas. Eine weitere Frage betraf das Paradox eines *partikularen Universalismus*. Die Menschheit gehört offensichtlich zur Vorgeschichte des auserwählten Volkes, doch dann müßte es mehrere Formen von Universalismus geben. Für den buddhistischen Universalisten stünde am Anfang die schweigende Versenkung in ein Nichts, das alle Unterschiede zwischen den Religionen aufhebt. Dann aber können Buddhisten nur über Juden sprechen und diese umgekehrt über jene; um miteinander zu sprechen, scheint ihnen das gemeinsame Etwas zu fehlen. Wäre dies etwa der Toleranzpunkt, an dem Religionen oder sonstige Lebenseinstellungen aufeinander übergreifen, aber in Form einer *vielseitigen Asymmetrie*, so daß der Universalismus sich partikularisieren würde? Der Redner übergeht diese Frage, auch darin erinnert er an Levinas. Vielleicht war dies für mich der erhellendste Augenblick des Kolloquiums.

30.5.91 — Ich verbringe den Vormittag nochmals im Centro Storico und entdecke immer wieder Neues. In der Kirche San Gregorio, wo Gregor der Große geboren sein soll, verkündet eine Steintafel über dem Portal: Jesajas, der vom ungläubigen Volk sprach, sprach auf hebräisch und auf lateinisch. In der Kirche finde ich einen Zettel, der den Ausspruch stillschweigend korrigiert; der Spruch betreffe alle Völker und die ganz Menschheit. Doch es fehlt jeder Hinweis auf das Ghetto nebenan, wo ein anderes Schild an die Judendeportation erinnert.

Nachmittags bin ich in der Villa Massimo. Zusammen mit Wolfgang Welsch besuche ich Thomas Lehnerer, einen Münchener Maler und Bildhauer, der einen theologischen Dokortitel erworben hat mit einer Dissertation über Schleiermacher und sich um eine Annäherung zwischen Kunst und Religion bemüht. Es kommt zu einem angeregten Gespräch über Fremdheit und Eigenheit. Ich merke immer mehr, worin ich von der Postmoderne à la Welsch abweiche. Seine Transkulturalität und Transversalität läuft einseitig auf Verschränkung, Vermischung und Entgrenzung hinaus bis zu dem Punkt, wo der Kulturbegriff aufgegeben und durch eine Pluralität praktizierter Lebensformen ersetzt wird. Demgegenüber beharre ich auf einer Grenzziehung zwischen Eigenem und Fremdem und einer Herausforderung durch das Fremde entgegen jeder Nivellierung, Homogenisierung, Relativierung, aber auch entgegen jeder einseitigen Auszeichnung der Vernunft.

Bezeichnend ist, wie Lehnerer auf diese Problematik reagiert. Heute *können* wir alles machen (dazu Welsch: nicht jeder kann alles machen, aber wo liegen die Grenzen?), es ist alles verfügbar, es gibt nichts Unbekanntes mehr, keine Übertretung ist mehr möglich. Doch es bleibt die Frage, was *sollen* wir machen, wenn

wir alles können? Hier mischt sich Ethisches ein in das Ästhetische, in das Spiel der Möglichkeiten. Wenn der Künstler nur noch mit seinen eigenen Launen und Vorlieben spielt, dann ist Kunst in der Tat nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Sie kann weitermachen, lebenserhaltend wie eine gute Küche, doch es kommt nicht mehr auf sie an. Denkbar ist ein Zurücksinken in bloße Alltagskunst. Das Stichwort ‚Postmodern‘ benennt einen gegenwärtigen Zustand der westlichen Welt recht genau, aber es öffnet keinen Ausblick, es ist kein Schlüsselwort.

31.5.91 — Ich besuche nochmals Caravaggio in San Luigi dei Francesi. Er malt Unalltägliches inmitten des Alltäglichen, so wenn Jesus in die Geldschenke eintritt und Matthäus ‚beruft‘. Mit ‚Naturalismus‘ hat dies wenig zu tun. Womöglich ist Caravaggio der römischste unter den römischen Malern. Seine Bilder sind über die Stadt verstreut und laden zu einer Stadtwallfahrt ein.

1.6.91 — Ich fahre übers Land nach PALESTRINA. Die Randzonen Roms bilden eine Pasolini-Landschaft mit Wohnsilos, Industrieanlagen, Reklameschildern und dann und wann einer Ruine. Palestrina ist schön am Berg gelegen. Bei der Hotelsuche frage ich nach dem Informationsbüro, die Antwort lautet: *Davanti a Pierluigi* – „Gleich vor Pierluigi“. Der Stadt-Komponist wird schlicht mit dem Vornamen benannt wie einer der zur Familie gehört. ‚Palestrina‘ ist dagegen die Stadt, zu der alle gehören.

Das mittägliche Palestrina scheint von einer ungeheuren Lethargie. Ich sitze im Café am Platz und lese, was Calvino über die Leichtigkeit, die *leggerezza* schreibt. Tief gebeugt kommt ein Schirmflicker vorbei mit hölzernem Werkzeugkasten. Er strahlt eine eigentümliche Würde aus, wie fehl am Platz er auch sein mag in unserer Wegwerfgesellschaft. Ich will telefonieren und entdecke, daß man mir in Rom Jetons verkauft hat, die für diese Apparate nicht zu gebrauchen sind. Der Polizist, den ich darauf anspreche, lacht nur. Es scheint unmöglich, Busfahrtscheine zu bekommen oder Fahrpläne zu finden, alles ist schilderlos. Ein *orario*? Einen Fahrplan verlangt hier keiner. Offenbar fahren die Busse, an italienischen Wartezeiten gemessen, in dichter Folge. Leichtigkeit des Lebens? Ich laufe Spießruten unter den Blicken von Frauen, die vor ihrem Haus sitzen und alles bewachen wie schwarze Krähen. Zwischendurch gibt es auch freundliche und hilfsbereite Auskünfte, doch darüber breitet sich Schläfrigkeit aus, verstärkt durch die Samstagsruhe, und dies 30 km vor Rom.

Die Stadt ist fischgrätenartig auf einen Hügel gesetzt und besteht nahezu nur aus Stadtmauern. Die Wohnungen erreicht man über schmale Gassen oder über Steintreppen in den Außenwänden. Von oben tropft es aus der aufgehängten Wäsche. Der Stadtanblick wirkt wie ein faltenreiches Gesicht, von dem Puder und Rouge abblättern, mit Falten, die sich zu Rissen vertiefen.

Das Abendessen im Hotel vor der Stadt ist voller Kontraste. Scampi, ein delikates Gericht, doch auf den Tischen ringsum stehen Coca-Cola-Flaschen. Eine Kellnerin, mit geflochtenem Zopf und Weste wie aus Mozarts *Figaro*, dirigiert

ihren Massimo wie einen Cherubino, dem sie doch selbst gleicht. Ich hätte gern einige Worte mit ihr gewechselt wie mit dem Schirmflicker. Provinzperlen, die irgendwo *a casa* verschwinden werden. Ich lese bei Calvino von einer *capricciosissima tristezza*, einer „äußerst launischen Traurigkeit“. Er zitiert Shakespeares *As you like it*, IV, 1, wo Jacques seine eigentümliche Melancholie mit einer *most humourous sadness* verbindet.

2.6.91 — Frühmorgens begeben sich mich nochmals in die Stadt. An den Hängen blüht der Ginster, und in der Luft ist ein betörender Geruch, vielleicht von Geißblatt. Sommerhitze, ein Kuckucksruf, der erste in diesem Jahr. Heute ist Fronleichnam, auf den Straßen liegen Blumenteppeiche. Um 9h beginnt der Umzug durch die Stadt. Voran schreitet eine Blaskapelle, alle Teilnehmer in Schwarz, kleine Mädchen mit Engelsflügeln aus Pappe, Kinder in historischen Trachten, ältere Frauen in Spitzenkleidern.

Diese Stadt ist beherrscht von dem Tempel der Fortuna Primigenia aus dem 2. Jh. v. Chr., der stufenförmig den Berg hinaufsteigt, mit Nischen für Lichter, die zur Orientierung der Schiffer auf hoher See aufgestellt werden. Darüber erhebt sich der Barberini-Palast mit dem archäologischen Museum. Dieses enthält ein Nil-Mosaik, das nach hellenistischem Vorbild im 2. Jh. angefertigt und von Plinius beschrieben wurde, ähnlich wie die Orakelstätte des Fortuna-Heiligtums, die bei Cicero vorkommt. Der Ort, für den man ältestes pelagisches Mauerwerk benutzte, wurde groß unter Sulla – zerstört dann von Marius; im 13. Jh. wurde er unter der Familie Colonna neu hergerichtet – und durch die Päpste wiederum zerstört, bis dann die Familie Barberini das Zepter übernahm. Die kleinen Stadthäuser sind in den alten Tempelbezirk einbezogen, ein vielfältiges Ineinander der Zeiten. Neben der Kathedrale, die selbst auf römischen Fundamenten ruht, steht das eingangs erwähnte Denkmal von Giovanni Pierluigi Palestrina, dem *Principe della Musica*.

Ich klettere mittags den Berg hinauf zum Borgo Castel San Pietro Romano, dem Ort, an dem die Fronleichnamprozession begann. Ich komme vorbei am Sitz der PDS, neuer Name für die PCI, die ebenfalls national geflaggt und eine Art Plakataltar errichtet hat mit Sprüchen gegen die Korruption der Herrschenden. Ein Bäcker gleich neben dem Kirchplatz verkauft feinstes Gebäck und läßt die Prozession an sich vorbeiziehen. Wie die Teilnahme wohl geregelt sein mag? Über dem Ort erhebt sich eine Festung, in der unter anderem Konrad der Staufer und Jacopo da Todi gegessen haben sollen. National-republikanische Gedenktafeln erinnern an Garibaldi. Es ist schwer zu sagen, was die Obertöne, was die Untertöne sind in diesem halb religiösen, halb politischen Festgeschehen. In den Kirchen findet man überdimensionale Schenkungstafeln von Kardinälen und Päpsten, die alles mit fremden Federn geschmückt haben, um dann eigene Federn hinzuzufügen. *Gloria mundi* zuhauf bei den geistlichen Herren, die eigentlich in, aber nicht von dieser Welt sein sollten.

Was bei alldem auffällt, ist das Alltägliche, Ungezwungene dieser Religionsübungen. Man betet, wie man mit dem Nachbarn spricht, wie man dem Arzt Auskunft gibt und vielleicht auch Preise aushandelt. Rortys Pragmatik ist hier alltägliche Wirklichkeit, aber durchzogen von Machtfäden. Das *Außerordentliche* dieses Römertums scheint mir *in der Vergangenheit* zu liegen. Unterschiede wie die zwischen *saint* und *sacré*, auf denen Levinas beharrt, laufen nahezu ins Leere.

1.8. NEAPEL: Ricœur-Tagung am „Istituto“

Mai 1993

Vom 6.-9. Mai findet eine Tagung mit und über Paul Ricœur statt: „L’herméneutique à l’école de la phénoménologie“. Ich wohne im Hotel Royal gegenüber der Halbinsel Santa Lucia.

Erste Besuche führen in die Altstadt, die Spacca-Napoli. Da stehen alte Adelspaläste mit großen Innenhöfen. Ein Deckenwappen trägt das Motto: *Chi opera la fredda ragione foglia non perde* – „Wer die kalte Vernunft walten läßt, verliert nicht sein Laub.“ Einladende Kirchen. In San Lorenzo Maggiore soll Boccaccio seine Liebe kennen gelernt haben. In Santa Chiara, der Minoritenkirche, liegen Robert der Weise und die Anjou begraben. Auf dem Piazzetto Nilo steht eine Nil-Skulptur. Ringsum befinden sich Werkstätten von Kunsthandwerkern.

Die Tagung ist vollgepfropft mit Vorträgen. Ich selbst bin am Ende an der Reihe, leicht gehetzt trage ich meine kritische Würdigung von Ricœur vor, unter Bezug auf die kritische Differenz von *l’autre* und *l’étranger*. Ricœur stimmt mir zu, was die Polysemie des Fremden angeht und die Verdoppelung der Alterität in reziproke Gerechtigkeit und asymmetrische Liebe. Doch dann stellt er fest, die Auseinandersetzung mit Levinas, auch die mit Freud, sei für ihn abgeschlossen. Was ihn beunruhige, sei der völlige Verzicht auf Jaspers zugunsten von Heidegger. Dennoch bekennt er: *Heidegger m’a fasciné, Husserl non pas, c’était la discipline*. Was mir dagegen bei Ricœur fremd ist: Er findet immerzu Platz für alles und jedes auf einer quasi-hegelschen Gesamtbühne; Differenzen in der Sache werden allzu leicht auf Ebenen, Gesichtspunkte und Umwege verlagert. Was mich positiv berührt, ist eine große Offenheit und Demut (weit ab von Gadamer), *keine Siegergebärde*. Das Hermes-Artige der Hermeneutik tritt stark hervor, doch wird die Beunruhigung nicht zu schnell abgebremst? Dafür berührt mich, wie er in seinem neuen Buch ein Zwischenspiel über „Tragik des Handelns“ einfügt und es seinem Sohn widmet, der als Homosexueller und Drogenabhängiger ein schweres Leben hatte und sich auf schreckliche Weise umbrachte. *Pour Olivier encore*, so lautet die Widmung. Das Leid ist dem Vater ins Gesicht geschrieben.

Einige Randszenen. François Dastur serviert abschreckende Geschichten von Derrida. Er hat eine Tagung zu leiten und nimmt sich selbst das Wort zu einer

zwei- bis dreistündigen Rede: *Donner la parole – à soi-même*. Ein Narziß scheint er halt doch. – Marotta, der Hausherr, kommt am letzten Abend vorbei mit einem stattlichen, schwarzen Hut und einer anmutigen Tochter, er ist die Großzügigkeit in Person. Ihm gehören die Luxushotels an der Via Partenope, von denen wir eines bewohnen. Er verwaltet ein Imperium, aber offenbar in unterschiedener Distanz zur Camorra. – Domenico Jarvolino, der die Tagung organisiert hat, war eine Zeit lang Regionalabgeordneter in Neapel für die 1968 gegründete „Proletarische Demokratie“, die nun als „Neue Linke“ aktiv ist. Er bezeichnet sich selbst als letzten Mohikaner und gehört zum linken Flügel der Ricoeur-Anhänger. – Das menschliche Ambiente, das mir in Italien immer wieder begegnet, nimmt mich für solche Unternehmungen ein, selbst wenn mehr Freundesgespräche herauskommen als neue Gedanken. Tagungen fördern die Geselligkeit innerhalb der wissenschaftlichen Forschung.

1.9. ROM: Arbeitsgruppe Opera Paese

März 1997

19.3.97 — Ich fahre mit Ch. von Innsbruck über den Brenner, im Trentino die ersten Weinberge, dann Florenz, schließlich Stazione Termini. Pierpaolo Ciccarelli und seine Frau bringen uns in unser Albergo La Palma im Quartiere Trieste, in einer ruhigen Villenvorstadt gelegen, vor dem Fenster ein Orangenbaum, ringsum blühende Glyzinien.

20.3.97 — Die Tagungsstätte „Opera Paese“ liegt in der Peripherie, einstmals das Gebiet von Pasolini. Das private Kunst- und Denkzentrum ist in einer ehemaligen Textilfabrik untergebracht zwischen hellweiß gekalkten Wänden, Säulen und Fabrikkojen. Eingeführt werde ich durch Sforza Ciccarelli, die Frau von Pierpaolo, eine Architektentochter aus Rom. An meinen auf italienisch gehaltenen Vortrag „Symbolik, Kreativität und Responsivität“ schließt sich eine lebhaft Diskus-sion an mit wechselnden Fragen aus Philosophie, Geschichte, Kunst und Politik.

21.3.97 — Nachmittags trifft sich die Arbeitsgruppe in dem neuen Stadtteil Monte Sacro, das von Mussolini stammt. Der Spiritus rector ist ein Maler, der bei Enzo Paci, einem der Urväter der italienischen Phänomenologie, studierte. Eine breite Palette: der Gastgeber arbeitet über Heideggers ontologische Differenz, seine Frau über Bergson, eine Teilnehmerin ist Goldschmiedin. Ich werde auf Guy Debord und die Situationisten angesprochen. Eine vielseitig orientierte Gruppe, die unter anderem eine Form der Alltagsdemokratie verkörpert.

23.3.97 — Heute wird auf dem Petersplatz Palmsonntag gefeiert. Der Papst zieht ein durch die rechte Säulenhalle, Palmwedel wehen durch die Luft, Einzugsmusik. Ein gekonntes Zeremoniell, nach Jahrhunderte langer ‚Züchtung‘. Die Meß-

feier dauert zweieinhalb Stunden, römische Geduld? Die Päpste, die sich überall verewigt haben, waren Bauherren, Mäzene, Sammler, aber durchweg ohne besondere Frömmigkeit, ohne theologischen Scharfsinn, ohne sonderliche Spiritualität. Sie hielten das Kirchengebäude über Jahrhunderte hin mal prunkhaft, mal notdürftig zusammen – Urbild einer Institution, die bleibt, während das Personal wechselt. Jeder kennt die Namen von Sixtus, Hadrian, Innozenz oder wie sie alle heißen mögen, wenige wissen Genaueres über sie.

24.3.97 — Mittags Abfahrt von Stazione Termini mit der üblichen Stunde Verspätung, doch wer will in dieser Ewigen Stadt Stunden und Tage zählen?

1.10. MAILAND: Merleau-Ponty-Tagung

März 1998

12.3.98 — Die Tagung zur Aktualität von Merleau-Pontys Phänomenologie findet in einem ehemaligen Hospital statt, immerzu wird Älteres wiederverwendet. Im Hintergrund der Tagung steht als Lehrer Carlo Sini, der wunderbar nachdenklich spricht. Nachmittags wird die Tagung fortgesetzt in Gargano in der Villa Feltrinelli unter Zypressen, Felsen, Apfelsinenbäumen und der ersten Mandelblüte. Die Tagung entwickelt sich sehr lebendig. Unter den Italienern sticht Mauro Carbone hervor, der eine Gruppe zusammenbringt, in der gemeinsam philosophiert wird, vor allem auch unter Jüngeren. Dabei bemüht er sich um Brückenschläge hin zu Bergson und Deleuze.

14.3.98 — Wir besuchen die Villa von d’Annunzio am Gardasee. Mich überkommt eine Platzangst. In den übervollen Räumen stehen sich die Dinge im Weg, stehen herum und verbreiten einen Traueratem um sich. Ein Überangebot an Symbolik, an Abgüssen, Folianten, Devotionalien. Das Bett ist als Totenbahre installiert, umrahmt von Michelangelo-Figuren. Befeuert wird alles von einer Kriegs- und Technikbegeisterung, auch der Duce war hier zu Gast. In dieser Megalomanie wird alles zum Spektakel unter dem Wahlspruch: *Io ho quel che ho donato*, das Haben holt das Geben ein. In der Nähe liegt der Gardasee, wo Berge und See sich berühren, so wie es Nietzsche vorschwebte mit seiner Versöhnung von Norden und Süden.

15.3.98 — Sonntagsruhe. In Santa Maria delle Grazie empfängt mich der Kreuzgang von Bramante mit weiß blühenden Bäumen. In der Pinacoteca di Brera trifft sich die große italienische Malerei. Der tote Christus von Mantegna zeigt einen verfremdeten Tod, einen verfremdeten Leib, man sieht den Akt des Sehens mit. Bei Bellini lösen sich plastische Gestalten von ihrem Hintergrund, als beträten sie eine Bühne. Die Erzählfreude von Carpaccio verwandelt alles Gesehene in Szenen. Bei Tintoretto, der mit dem *Wunder von San Marco* vertre-

ten ist, finden sich Lichteinbrüche, Bewegungswirbel, eine gemalte Beunruhigung. Bei Piero della Francesca greift der Bildraum über den Bildrahmen hinaus, der Ort des Betrachters wird einbezogen, im Bild erscheinen Lichtreflexe, deren Lichtquelle ausgelagert ist. Schließlich ein Sprung in die Gegenwart: pastellfarbene Stilleben im Pianissimo von Giorgio Morandi. Nachmittags im Park hinter dem Castello das endlose Tamtam der Schwarzen-Musik, ein Einbruch von Afrika.

1.11. NEAPEL: Vorlesungen zur Phänomenologie des Fremden am „Istituto“

März 1999

6.3.99 — Samstag, Ankunft im Gewitter, unter wolkenbruchartigem Regen, der Vesuv in den Wolken. Ich wohne wiederum im Hotel Royal, im ersten Stock mit Blick auf das Castel dell'Ovo und den Golf, am Horizont Capri, abends die Lichterkette von Posilippo (laut Volksetymologie herzuleiten von $\pi\acute{\alpha}\upsilon\epsilon\iota\nu$ $\lambda\acute{\omega}\pi\eta$ = Aufhören von Kummer und Leid).

7.3.99 — Sonntag mittag hole ich Regula Giuliani vom Bahnhof ab. Zum Institut in der Via Monte di Dio geht es Treppen und Stufen hinauf durch Gassen, die alle geschmückt sind in festlichen Landesfarben. Das Straßengewirr in diesem als spanisch bezeichneten Viertel spiegelt sich in einer Fülle von Bezeichnungen wie *salita*, *gradone*, *vico* oder *vicoletto*. Ein demokratisches Wohngefüge. Kleine Wohnungen zur ebenen Erde greifen über auf die Straße mit Sesseln vor der Haustür. Von den Hauswänden blicken Heilige aus vergitterten Nischen hervor, geschmückt mit Sonnenblumen. Sie behüten die Alltagswelt wie einst die Laren der alten Römer, eine Mikroreligiosität. Die kleinen Fiats und Motorroller bewegen sich in den schmalen Gassen wie Autoscooters, nach Gebrauch stehen sie in Werkstätten und Läden, alles auf engstem Raum. Motorroller sind allgegenwärtig wie Fliegenschwärme. Dazu eine permanente Geselligkeit. Zum Morgeneinkauf lassen Frauen ihre Körbe hinunter. Obst, Gemüse und Lira-Scheine wandern ebenso wie Worte über die Gasse hinweg. Rufe statt Klingelzeichen, Nahrufe statt Fernrufe in dieser prädigitalen Welt.

Popularität und Vornehmheit wohnen Wand an Wand. Der Palast, in dem sich das Institut befindet, liegt in diesem Viertel und hat als republikanischer Palast seine besondere Geschichte. Er ist nur über die Rückseite zugänglich; das Hauptportal bleibt verschlossen, es wurde zeitweilig zugemauert. Damit protestierte der adelige Besitzer dagegen, daß sein Sohn, der den Jakobinern anhing, von den zurückkehrenden Bourbonen hingerichtet wurde, *lapides clamant*, Steine schreien, wie ein alter Satz lautet. Das Haus ist über eine Prunktreppe zugänglich, dazu rot tapezierte Wände, Deckengemälde. Eine Revolutionsausstellung erinnert an 1799, als die neapolitanische Republik entstand, die aller-

dings kaum ein Jahr Bestand hatte. Im Treppenhaus hängt eine lange Liste mit den Opfern von 1799. Frömmigkeit und Rebellion wohnen nah beieinander, nicht selten wohl auch in einer Brust.

Abends ziehen wir hinauf durch die Gassen, bis Hunde und Katzen die Vespas ablösen und wir das Kastell erreichen mit dem befreienden Blick auf den Golf. Die Stadt bietet sich dar als ein Wirrwarr aus Kuppeln, Felsmauern, Straßenschluchten. Rotes, bunt bewachsenes Gestein reicht bis in die Stadt hinein. Häuser sind wie Höhlen in das Gestein geschnitten oder aufgesetzt wie Wohn-Archen: das *être brut* äußert sich als *ville brute*, eine Stadt im Zustand ständiger Stadtwerdung.

Der Verkehr folgt Regeln, die in ihrem Ungefähr Wetterkarten gleichen. Jede Straßenüberquerung gerät zu einer Mutprobe; es gibt wenig Ampeln, und diese wenigen werden nur halb beachtet. Die Busse sind eingezwängt ins Autogedränge, und falls es spezielle Trassen für Busse oder für die vorsintflutliche Hafenstrassenbahn gibt, so werden sie allgemein benutzt. Der Improvisationszwang steigert offenbar die Improvisationskunst und senkt die Unfallquote. Nur erfordert dies eine dauernde Wachsamkeit, ein Leben am Rande des Überlebens. Dies mag einen besonderen Reiz haben, man spielt das Leben und spielt mit dem Leben.

Mein Aufenthalt hier hat einen schönen Rhythmus: morgens Sehen und Gehen, mittags Vorlesen, nachmittags um 4 Gedankenaustausch im Seminar, Ausklingen des Tages beim Abendessen.

Montag: Die Spacca-Napoli; der „Spalt“, der die Stadt zerteilt, geht zurück bis auf die alten Römer. Heute liegt hier ein im Aufschwung begriffenes Viertel. In der Via Croce hatte der genannte Philosoph sein Domizil. Santa Chiara präsentiert sich als ein strenger gotischer Raum mit Anklängen an Siena, Gräber von Königinnen und Königinnen an der Chorwand, aufblühendes 13. Jh. Der Kreuzgang hat farbige Bänke und Wände aus Majolika mit Alltagsszenen, Mythologien, Maskenfesten – ein bunter Kontrast zum Klosterleben, aber von franziskanischer Weltfrömmigkeit geprägt. Im Lichthof der Universität stehen Vico und Thomas von Aquin als Wahrzeichen. In einem in Ockerfarben leuchtenden Institutsgebäude hausen Paläontologie und Geologie. Klöster haben sich in Studienorte und Forschungsstätten verwandelt, gebremste Modernität.

Dienstag: Am Golfufer befindet sich das berühmte Aquarium, eine Gründung des wilhelminischen Deutschland mit Meerestieren und Meeresfauna. Hier tummelt sich der Oktopus, dessen Bewegungsverhalten Buytendijk an Ort und Stelle neurophysiologisch untersucht hat und der mir bei der Übersetzung von Merleau-Pontys *Structure du comportement* über den Weg lief. Wir begegnen dem Bernardo l'eremita, einem Schaltier, das mit Seeanemonen Symbiosen eingeht, oder urwüchsigen Echsen und Schlangen, Zeugnissen einer erfindertischen Natur von barocker Fülle. Ein Saal im ersten Stock wurde von Hans von Marées ausgemalt mit Motiven einer paradiesischen Natur. Hinzukommen Bib-

liothek und Gerätesammlungen, in denen Abbe aus Jena seine Spuren hinterlassen hat. Das naturwissenschaftlich-technische 19. Jh. holt die Klassik ein. Im nahen Pozzuoli sendet die Solfatara Schwefeldämpfe aus; mythologisch ist sie bekannt als die Höhle von Cumae, die Vergil als Eingang in die ‚Unterwelt‘ besingt, aber medizinisch verweist sie auf Fango, den vulkanischen Heilschlamm. „Natur und Kunst, sie *scheinen* sich zu fliehen...“

Mittwoch: Nochmals auf dem Capodimonte in die neu eingerichtete Gemäldesammlung. Mein Blick fällt auf Massaccios Bild des Gekreuzigten. Das Haupt des Leidenden ist in perspektivischer Verkürzung dem aufwärts gerichteten Blick des Betrachters angepaßt. Man nimmt den Sehenden mit ins Bild. Unerschöpflich das Bildgeschehen in Bruegels *Blindensturz*, diese traumhafte Ausdeutung des Fallens. Falllinie und Vertikale beziehen sich aufeinander, doch das Verhältnis ist nicht stabil, so kommt der Blick nicht zur Ruhe.

Donnerstag: Mit dem Funicolare hinauf zum Castel Sant’ Elmo, der Name eine Verballhornung, von Erasmo zu Ermo und Elmo. Die Festungswände sind in den Felsen geschnitten. Zu Füßen der Festung steht die Kartause San Martino, im Garten blühende Apfelsinenbäume, ein eindruckliches Ineinander von Natur und Kunst.

Schließlich und endlich meine italienischen Vorlesungen zur *Fenomenologia dell’estraneo*, Teilnehmer sind 20-30 Stipendiaten und eine Reihe von Professoren. Ich durchpflüge dieses Forschungsfeld von verschiedenen Seiten her, assistiert von Heidegger und Nietzsche, Deleuze und Levinas, und kämpfe mit der ständigen Gefahr eines modischen Zerredens. Tiefpunkt ist ein Professor, der mir den hochgeschätzten, durch die Länder streifenden Ungaretti kleinreden möchte und Borges gegen ihn ausspielt. Die Vorlesungen werden später von Gabriella Baptist im Auftrag des Instituts unter dem Titel *Fenomenologia dell’estraneità* herausgegeben.

Am Freitag Abreise von Regula Giuliani, die mir vieles in Italien nahegebracht hat. Ich selbst reise am Samstag. In München kommt mein Koffer aufgeschnitten aus dem Flugzeug. Ein Denkkzettel, von wem und wofür?

1.12. PADUA: Vorträge zur interkulturellen Fremdheit

Juni 2001

Ich wohne im Hotel Leon Bianco neben dem Caffè Pedrocchi, einem literarischen und politischen Zentralort. Ich lerne hinzu: Italiener trinken nach Mittag keinen Capuccino. Die Frühstücksterrasse blickt über Dächer hinweg geradewegs auf den Uhrenturm, der zur Philosophischen Fakultät führt.

Padua ist eine Schwellenstadt. In der Malerei ist Giotto mit seiner Schule im 13. Jh. führend, in der Skulptur kommt Donatello hinzu. Vom 16.-17. Jh. an schieben sich Medizin und Astronomie in den Vordergrund.

Kirchen und Bilder. Zur Chiesa degli Eremitani gehört die Capella degli Scrovegni. Der Stifter war ein stadtbekannter Wucherer, der bei Dante in der Hölle endet. Die Kirche selbst ist eine Hallenkirche mit flacher Decke und einer Freskenfolge von Mantegna: die Enthauptung von Jakobus, daneben ein Gorgonenhaupt, die Christophorus-Geschichte. Das architektonische Gerüst verbündet sich mit höchst körperlichen Szenen; so erscheinen auch Zuschauer an Fenstern als gemalte Augenzeugen. – Il Santo ist das Heiligtum des Antonius, der von Portugal kommend hier gelandet ist. Durch den Kirchenraum zieht gerade eine lange Prozession weiß gekleideter Wallfahrer. Vor der Grabstätte lehnt eine Berührungswand. In Front der Basilika steht das Standbild von Gattamelata (wörtlich die ‚Honigkatze‘), einem riesigen Condottiere. Dieses Werk aus der Hand Donatellos gilt als erstes Reiterbild seit der Antike, noch vor dem venezianischen Colleoni. Das Pferd verläßt den Boden nicht, setzt einen Huf auf eine Kugel, schreitet ruhig voran, fern jedem Galopp: eine *anhebende Bewegung*. Neben dem Dom dann das Baptisterium von Giusto de’ Menabuoi, einem Florentiner. Die Kuppel enthält Szenen aus dem Alten Testament, prägnant wie Embleme, und der Altarraum weitere Szenen aus der Apokalypse: einen trompetenden Engel, aufgewühltes Meer, ein weißes Pferd.

Justizpalast. Er nennt sich Palazzo della Ragione und umfaßt eine Riesenhalle sowie einen astronomischen Bilderreigen. In einer Donatello-Ausstellung sieht man eindrucksvolle Szenen wie Jonas auf der Flucht vor der Berufung oder Wasserwellen, wie wenn das Wasser zu Eis erstarrt wäre, eine neue Virtuosität in Bronze, die später in Verspieltheit übergeht. Die Marktplätze vor dem Gerichtsgebäude sind belebt bis nach Mitternacht.

Universitätsgebäude. Das Hauptgebäude der Universität befindet sich im Palazzo del Bo. Sie wurde 1222 gegründet und ist nach Bologna die zweitälteste Universität Europas. Sie war unabhängig von Papst und Fürsten, deshalb liberaler als viele andere Universitäten und wurde Jahrhunderte lang von der Republik Venedig protegiert. Man findet Wappenschilder in reicher Zahl mit Namen aus aller Welt. Gründerfiguren sind Galilei, der eine große hölzerne Kathedra besaß, Harvey als der Erfinder des Blutkreislaufs. Hinzukommt das älteste „anatomische Theater“: eine enge Form von Kolosseum mit Platz für 250 Besucher. Schwierigkeiten mit der Kirche begegnete man mit Tricks, etwa durch Umkehrung des Leichenbretts, so daß eine Kuh darauf lag. Die Sternwarte stammt ebenfalls aus ältester Zeit, schon Kopernikus forschte eine Zeit lang hier.

Die Stadt wurde einst von Kanälen durchzogen, die von wenigen Ausnahmen abgesehen in den 50er Jahren dem Verkehr geopfert wurden. Goethe fuhr von Venedig aus noch zu Schiff hierher. Er besuchte den uralten Botanischen Garten, interessierte sich aber offenbar kaum für das ‚Spätmittelalterliche‘. Überall sieht man Löwenwappen aus Venedig. Padua ist auch der Todesort von Petrarca. Als legendärer Ahnherr der Stadt gilt Antenor, der Begleiter von Äneas.

An der Universität halte ich Vorlesung und Seminar, jeweils gefolgt von einer zweistündigen Diskussion, in Anwesenheit zahlreicher Professoren. Das philosophische Klima scheint sehr auf Historisches ausgerichtet, abgesehen von einer sich abspaltenden Wissenschaftstheorie. In den Doktorandenkursen überwiegen Platon, Kant, Hegel, dazu Nietzsche und Heidegger, etwas Levinas. Doch es gibt auch Giangiorgio Pasqualotto, der sich intensiv mit interkultureller Philosophie befaßt und ein Buch über den Buddhismus verfaßt hat. Die Einladung ging aus von Professor Frigo, der Naturphilosophie lehrt in enger Beziehung zu Jena. Bei mir ging es wiederum um das Urphänomen des Fremden, das ich an Anlehnung an Freud auf „Urszenen“ zurückführe: „Scene originarie dell’estraneo“, eine lebendige, sachbezogene Diskussion. Meine Antworten werden vorzüglich ins Italienische übertragen von meinem Reisebegleiter Emmanuel Alloa, einem hochbegabten Doktoranden aus Deutschland, der in Brüssel in einer deutsch-italienischen Familie aufwuchs.

Ein Abendausflug führt uns zu einer Landvilla, zwischen Padua und Venedig gelegen. Scheune und Dreschplatz wurden in eine Kulturstätte umgewandelt. Die Padrona, eine Musikliebhaberin, veranstaltet ein Jazzkonzert mit Italienern, Amerikanern und einem renommierten Saxophonisten. Eine Big Band spielt Duke Ellington vor einer abendlichen Pappelkulisse, unter Glyzinienduft, vor einer Gesellschaft kreuz und quer aus dem Veneto. Unser Fahrer, ein redefreudiger Politiker und Philosoph aus Padua, war lange Jahre als Parlamentsabgeordneter für die PCI tätig war, eine Partei, die er nun nach dem Mauerfall für „kaputt“ erklärt, ungeachtet einer bleibenden linken Gesinnung. Wegen mangelnder Deutschkenntnisse hat er über Rousseau statt über Marx und Hegel promoviert. Alles läuft auf die Namen von *Denkpatronen* hinaus, doch durchsetzt mit Geschichten. Der Pilot, der Mussolini erklären soll, wie man rücklings fliegen kann, ohne abzustürzen und die Orientierung zu verlieren, gibt eine phänomenologische Antwort: seinen Blick an den Horizont heften. Sein eigener Vater kämpfte als Freiwilliger im spanischen Bürgerkrieg auf der Seite Francos – und entdeckte dann, daß er sich in der ‚Seite‘ geirrt hatte. Er stürzte ab, wurde durch eine spanische Krankenschwester gepflegt und heiratete sie am letzten Tag, bevor Mussolini italienisch-spanische ‚Mischehen‘ unterband. Dieses Beispiel zeugt davon, wie Italiener nicht so sehr einer Philosophie des Lebens anhängen als einem Leben als Philosophie. Dies bedeutet auch, daß man nichts auf die Spitze treibt und den Punkt vermeidet, wo Fremdes einbrechen könnte.

Am nächsten Tag sind wir für einige Stunden in VENEDIG. Wir schauen in die Frari-Kirche. Tizians Madonna di Ca’ Pesaro zeigt eine junge Frau, die aus dem Bild blickt, als gehöre sie nicht ganz dazu. Bellinis Madonna ist farblich aufgefrischt, die Hauptfigur wirkt fast wie eine Skulptur vor der Bildwand. Monteverdis Grab befindet sich unter einem Ambrosius-Altar. – An den Zattere, an dem Schiffsgelände, wo ich einst gewohnt habe, entdeckte ich das Geburts- und Todeshaus von Luigi Nono, dem *Maestro di suoni e silenzi* – des Schweigens, das

hier in einem schönen und seltenen Plural auftritt. An der Calcina erinnert das Ruskin-Haus an Proust. – Unsere Flucht vor dem Touristen-Wahnsinn um San Marco endet bei der Kirche San Zampolo, bei Colleoni, dem Nachfahren des Condottiere aus Padua. Im Ghetto stehen wir vor dem französischen Gedenk-spruch, der einem französischen Widerstandskämpfer entlehnt und in der Anre-deform verfaßt ist: *Rien ne chassera vos morts de nos mémoires. Car nos mémoires sont votre unique tombeau* – „Niemand wird euch Tote aus unseren Erinnerungen ver-treiben, denn unsere Erinnerungen sind euer einziges Grab.“

1.13. VILLA VIGONI am Comer See: Deutsch-italienische Tagung

Juni 2001

In der Villa Vigoni, in Menaggio am Comer See, findet eine Europa-Tagung statt. Die Villa ist seit Beginn des 19. Jh.'s deutsch-italienischer Familienbesitz. Dieser geht einerseits auf Heinrich Mylius zurück, einen nach Mailand ausge-wanderten Frankfurter Bankier, andererseits auf die Mailänder Familie Vigoni. Mylius war noch mit Goethe und Manzoni befreundet. Im Garten steht sein Grabstein aus der Hand von Thorvaldsen. So kam es zu dieser deutsch-italienischen Kulturtagesstätte. Jasmindüfte auf den Wegen zwischen hohen Mauern. Alles zauberhaft schön, es besteht nur die Gefahr, daß es bei einem lu-kullischen Kultureuropa bleibt.

Die Tagung befaßt sich mit Europa zwischen Tradition und Globalisierung. Ich gebe meinem Beitrag den Titel „Anderswo statt Überall“, indem ich die Fremdheit des Eigenen einer Fixierung auf das Eigene wie auch einer Verflüch-tigung des Eigenen gegenüberstelle. Wir sind nie ganz und gar, wo wir sind. Wir sind vom Fremden im Eigenen heimgesucht, ob wir es wollen oder nicht.

Die Villa, in der wir tagen, ist eingebettet in eine See-und Berglandschaft. Auf der Zufahrtsstraße am See entlang unterhält der Busfahrer eine Art Haus-betrieb; er hält an, wenn jemand mit einem Billett wedelt, sendet Hupsignale als Grüße aus, eine öffentliche Familiarität. Viel Kraft wird ins Leben gesteckt. Vielleicht ist es diese robuste Gesundheit, die Nietzsche geschätzt und anders-wo vermißt hat. Ringsum türmen sich die Berge, es geht hinauf zum Maloja-pass und ist nicht weit bis zu den Gletschern, überstarke Effekte für auf ein Clair-obscur eingestellte Mitteleuropäer.

1.14. Vorträge in CAGLIARI, ROM und NEAPEL

Mai 2003

6.5.03 — Meine italienische Dreistädte-Tour beginnt in CAGLIARI auf Sardini-en. Das Flugzeug scheint fast im Meer zu landen. Das Wasser der Meeresbucht

umsäumt die Stadt, vom Hafen aus verkehrt täglich ein Fährschiff nach und von Rom. Mein Hotel liegt dicht am Hafen.

7.5.03 — Erster Gang durch die Stadt mit Gabriella Baptist, meiner Gastgeberin, einst Humboldt-Stipendiatin in Bochum. Rathaus, Post und Bahnhof sind im Gründerstil des 19. Jh.'s gehalten. Diese Insel spielt eine besondere Rolle in der Geschichte Italiens. Der Herrscher von Piemont und Savoyen war zugleich König von Sardinien, so daß Sardinien am Risorgimento in besonderem Maße beteiligt war. Vorausgeht eine alte Geschichte, die in die Steinzeit zurückreicht. Später geriet die Insel unter den wechselnden Einfluß von Phöniziern, Spaniern, Österreichern, bis sie sich dann in Italien wiederfand. Die Sage verlegt Atlantis nach Sardinien.

Das Zentrum der Stadt wird beherrscht von San Michele, einer Hospitalkirche im spanischen Barock. Eine weitere Hauptkirche, Sant'Efesio, ist dem Patron der Stadt geweiht, verbunden mit einem Festspielsaal. Am 1. Mai wird das Fest des Stadtheiligen begangen, das mehrere Tage lang dauert. Die Pilgerfahrt führt zu einem etwa 60 Km entfernten Nachbarort. Der Heilige fährt festlich gekleidet in einer Kutsche, die Kleider werden wiederholt gewechselt, ein Vertreter des Bürgermeisters begleitet den Zug hoch zu Pferd. Man trägt Trachten und spielt auf einer dreiröhriigen Flöte. Die Stadtanlage ist von der Geschichte geprägt. Die von Spaniern angelegte Festung ist umgeben von Wällen, eines der Tore ist das Elefantentor. Von der Bastion San Rémy schaut man weit über die Stadt auf stehende Gewässer, wo Flamingos umherstelzen, dahinter eine Saline und der Poetto-Strand.

Der Dom der Stadt ist eine romanische Anlage im Stile Pisas, im Innern Löwenfiguren, jeder Löwe mit einem bestimmten Tier als Beute: Projektionen von Gewalt in einer sakralen Sphäre, in der Krypta phantastische Figuren wie Sankt Luzifer oder Santa Sicilia. Die Heiligenverehrung ist mit großer Fabulierlust durchmischt. In Sant'Agostino zeigt der heilige Leonhard seine Ketten; er war der Patron freigelassener Sklaven, die hier landeten. Cervantes kam während eines Tunis-Feldzugs im Heer des Königs hierher.

Nachmittags um 5 Uhr beginnt mein Vortrag „Urszenen des Fremden“, den ich schon in Padua erprobt habe, viele Studenten, zumeist von Gabriella Baptist. Das Ganze dauert drei Stunden, bis das Gebäude schließt. Man studiert Philosophie zumeist im Rahmen des Pädagogikstudiums, aber mit einer ungewöhnlichen Begeisterung; manche holen sich Unterschriften und bedanken sich bei mir mit Handschlag – *come un calciatore*, wie ein Fußballspieler, wie sie humorvoll bemerken.

Abends treffen wir uns in einem Restaurant bei Fisch jeglicher Sorte: Schwertfisch, Meerestiere, Fischrogen. Die Kollegen sind zumeist Sprachlogiker und Wissenschaftstheoretiker, solide klassische Bildung und verstohlen hervorquellende Deutschkenntnisse. Einige wohnen weiterhin auf dem Fest-

land. Dies sind exemplarische Früchte einer europäischen und interdisziplinären Zusammenarbeit. Man bekundet leichtes Bedauern, daß die Originalität unter einem Übermaß an Geschichte leidet. .

8.5.03 — Ich fliege mit Gabriella Baptist weiter nach ROM. Abends bin ich zu Gast in einer Enoteca gleich hinter dem Kolosseum. Meine Lesung geht über „Soglie dell’attenzione“, wobei ich bei der Aufmerksamkeit die Schwellen des Geschmacks nicht ausspare.

9.5.03 — Mit Ch., die inzwischen aus München eingetroffen ist, durchstreife ich das Centro Storico. Meine Fremdheitsgedanken werden beflügelt von Caravaggio in San Luigi di Francesi. Bei der Berufung des Matthäus ist der fruchtbare Augenblick festgehalten, in dem Fremdes in die Alltagsszene eines Wirtshauses einbricht. Draußen ist die Piazza Navona ‚umgekippt‘ in einen Touristenort, während auf dem Campo de’ Fiori um Giordano Bruno das heimische Marktleben blüht wie eh und je. Ich bemerke ein Zunehmen der Pace-Fahnen in diesem Revier der Linken.

Gegen Abend nochmals die „Scene dell’estraneo“, verbunden mit ausführlichen Kommentaren zu der nun auf italienisch vorliegenden *Fenomenologia dell’Estraneità*. Wenig Kontroverses, aber auch keine Flucht in philosophische Altertümer. Aus alten Münchener Zeiten taucht Armando Rigobello auf. Er zitiert die augustinische Wendung *Deus interiore me ipso* als Fremdheitsfigur, worin ich ihm beipflichte, doch nicht ohne darauf hinzuweisen, daß Augustinus den Fremdheitscharakter durch seine Ewigkeitslehre abschwächt. Donatella Di Cesare, eine letzte Schülerin von Gadamer, sorgt mit viel Einsatz dafür, daß auch Doktoranden zu Wort kommen. Hinzukommen Francesco Trincia, der Leiter des Instituts, ein klug abwägender Sozialphilosoph, und Mauro Ponzi, Begründer der Zeitschrift *links*, ein Germanist von der Universität Roma Tre, der phantasievoll deutsch spricht. Ein guter Geist der Zusammenarbeit, nur klagen alle über schlechte Arbeitsbedingungen, Raumknappheit, mangelhafte Besoldung und verschleuderte Kräfte.

10.5.03 — Mit Gabriella Baptist und Önay Sözer, ihrem türkischen Mann, der aus Istanbul eingetroffen ist, machen wir einen Ausflug in die Albaner Berge zu den mir bereits vertrauten Castelli Romani. Wir laufen einige Schritte über die Via Appia, Duft von wilder Gerste, ein Reitergrabmal vor einer Priesterin der Isis. An Castel Gandolfo vorbei erreichen wir den waldumsäumten Albaner See, mit Villen, die aus dem Grün hervorschimmern wie Wohnoasen. Zum Mittagessen gibt es Forelle und Karpfen, dazu einen trockenen, sich vornehm zurückhaltenden Weißwein. Wir fahren weiter nach NEMI, das sich von *nemus* herleitet und an einen Diana-Hain erinnert, der zu Beginn von Frazers *Golden Bough* auftaucht; das Buch kehrt im Namen eines Restaurants als *Il ramo d’oro* wieder. In einer Galerie treffen wir auf Radierungen eines türkischen Künstlers, der in Rom lebt. In einem Gartenrestaurant essen wir Erdbeeren aus dieser Ge-

gend. Am Horizont das glitzernde Meer. Man feiert gerade die italienisch-türkische Partnerschaft zwischen Nemi und Troja, ein Fest, das wie gerufen kommt. Nahe der Via Tuscolana verabschieden wir uns nach Tagen, in denen uns das Gastgeberpaar so liebevoll begleitet hat.

11.5.03 — Rom-Feier-Tag. In Sant’Agnese fuori le mura feiert man Erstkommunion, ein lockeres Fest im Kreise einer Großfamilie, Kleiderschau in vielen Varianten, der Gottesdienst unterbrochen von Händeklatschen. Im Vatikan räumt man auf nach der Papstmesse, einer groß inszenierten Urbi-et-orbi-Veranstaltung mit Gesichtern aus aller Welt, ganz im Kontrast zu der intimen Veranstaltung am Stadtrand. Auf dem Monte Pincio findet ein großes Volksfest statt. Ähnlich lebendig geht es zu am Kolosseum, wo 500.000 Begeisterte Paul McCartney empfangen. Nach dem Auftritt vor 500 geladenen Gästen öffnet sich der Raum für ein offenes Fest ohne Eintritt, auf Leinwänden übertragen, Jung und Alt vereint. Eine Stadt, die sich feiert, wo immer es etwas zu feiern gibt.

12.5.03 — Ich reise allein weiter nach NEAPEL Nachmittags zum letzten Mal die „Urszenen des Fremden“. Der Vortrag findet statt in der Via Porta di Massa, einem Kloster aus der Renaissance, einst Tabakfabrik, nun philosophisches Institut. Ein voller Saal ähnlich wie in Cagliari. Der Einladende ist wiederum Domenico Jervolino, dazu Fabio Ciaramelli, der seine Studien in Leuven abschloß, und Salvatore Giammusso, ein Plessner-Forscher mit Bochumer Kontakten.

Ich treffe mich in der Stadt mit Jervolino, einem neapolitanischen Feinschmecker, der erst ein Glas Wasser, dann ein Glas kalten Kaffee zu sich nimmt, bevor die Meeresfrüchte folgen. In Neapel ist man vielseitig verknüpft. Die Bürgermeisterin, ehemals Innenministerin für die Centro-Sinistra, ist eine Cousine von Domenico. Der Verleger, der meine *Fenomenologia* herausbrachte, ist ein Neffe von Marotta, dem Haupt des Instituts. Im Restaurant kommt es zu einem nachbarlichen Händeschütteln mit dem Besitzer, seinen Kindern und den Kellnern – alltägliche Sozialität.

13.5.03 — Touristische Schnellkurse. Ein biederes schwäbisches Ehepaar: „Sagt man Paze? Es gibt doch das Lied *Dona nobis pacem*.“ Vor Santa Maria in Trastevere: „Ist das der Petersdom?“

1.15. NEAPEL/CASERTA: Vorträge vor Rechtsphilosophen

Mai 2005

12.5.05 — Ich wohne in CASERTA, einem kleinen Ort bei Neapel, wo die Universität Neapel II untergebracht ist. Im alten Kern der Stadt liegt das Königsschloß der Bourbonen, das mit Versailles um die Wette gebaut wurde. Ich mache einen Abendausflug mit einem alteingesessenen Bürgerpaar der Stadt.

Braune Familienfotos führen weit zurück ins 19. Jh. Der Mann ist Ingenieur, ein Liebhaber der Mathematik, der Russells Kritik an Frege zur Sprache bringt. Wir essen hervorragenden Mozzarella und eine Zwiebelsuppe. Wir fahren hinauf nach Caserta Vecchia, einem Städtchen auf den Hügeln. Der einstige Bischofssitz hat eine Kathedrale mit einem Turm aus der Zeit von Friedrich dem Staufer, romanisch mit maurischem Einschlag, die Mauern aus Tuffstein. Weiter unten im Tal folgt San Leucio, ein von den Bourbonen erbautes Jagdschloß. Dazu gehören Webereien, deren Kamine noch zu sehen sind, und eine Art Fugger-Siedlung für die Arbeiter, halbkreisförmig unterhalb des Schloßgeländes angelegt, mit Zugang über die barocke Freitreppe. Dieses Unternehmen paßt zu einer Aufklärung von oben.

13.5.05 — Vortrag vor der Juristischen Fakultät mit kundigen, aufgeschlossenen Kollegen. Ulderico Pomarici lehrt Rechtsphilosophie und ist ein gründlicher Kenner der deutschen Rechtsgeschichte. Giuseppe Limone vertritt die politische Philosophie, promoviert in Philosophie, stark von Emmanuel Mounier geprägt, Richter am Militärgerichtshof. Hinzukommt eine Advokatin, die sich als Dolmetscherin anbietet. Mein Vortrag behandelt das Problem juristischer Ordnungsgrenzen aus dem Blickwinkel einer Phänomenologie des Fremden. Wieviel die Studenten davon verstanden haben mögen? Ein aufgeweckter Doktorand meldet sich, der eine Dissertation über Augustinus verfaßt. Man beklagt jedoch die Verkürzung des Studiums von vier auf drei Jahre, und stellt fest, daß in den letzten Jahren nur etwa 30% eine Endprüfung ablegten.

14.5.05 — Ich verbringe einen Tag im historischen Neapel. Das Castel Nuovo, von den Anjou erbaut, war mit Giotto-Fresken ausgestattet, bevor es zum Siegesmonument der Aragon avancierte. Historische Schichten überlagern sich, stets unter dem Einfluß fremdländischer Herrscher. Etwas Besonderes ist das unterirdische Neapel, angelegt in Tuffsteinbrüchen der Griechen. Auf das Erdbeben von 70 n. Ch. folgten Bewässerungsanlagen der Römer, die sich bis zu 200 km ins Land erstreckten. In der überirdischen Stadt gibt es 6000 Brunnen, die Brunnenöffnung zumeist in der Küche. Es gab *pozzari*, Brunnenarbeiter, die mitunter in die Wohnungen einstiegen, sie wurden *munaciello*, das heißt „Mönchlein“ genannt, weil sie eine Kapuze trugen. Bisweilen ließen sie etwas für die Donna des Hauses zurück oder nahmen etwas mit wie unsere Heinzelmännchen. Inzwischen wurde ein unterirdisches Theater eingerichtet, im Krieg dienten die Stollen als Luftschutzbunker.

Nochmals ein Diner in Caserta. Mit einem Dozenten der politischen Wissenschaft, der mit Lacan und dem Strukturalismus alles wegwischt, entspinnt sich ein heftiger französischer Disput, mit freundlichem Abschluß. Das menschliche Klima hält Zusammenstöße aus.

15.5.05 — Auf dem Rückflug lese ich bei Leopardi, die Italiener hätten keine *società* im Sinne westlicher oder antiker Kultur. Was zählt, sind Spaziergänge, Spektakel, Kirche, kein Sichmessen an Anderen, keine Nationalkultur... Der Autor trifft wohl vielfach ins Schwarze, doch verkennt und unterschätzt er die Alltagskultur, die diesseits der Schwelle von Ruhm und Ehre gedeiht und künstlerische Qualitäten hat. Allerdings heißt es auch hier in Neapel, in der Stadt interessiere man sich nicht für Kunst und Wissenschaft. Es scheint ähnlich wie in Rom eine besondere Art von Provinzialismus zu herrschen, der aber voller Geschichte und Geschichten steckt und porös ist.

1.16. Vorträge in PALERMO und ROM

November/Dezember 2005

26.11.05 — Mein Hotel mit dem theatralischen Namen Politeama liegt an einem höchst belebten Platz, eigentlich an drei Plätzen, der Piazza Ruggero Settimo, der Piazza Castelnuovo und der Piazza Politeama, dem Theaterplatz. Es ist Samstagabend, von einem der Plätze tönt bis Mitternacht Lautsprechermusik der Alleanza Nazionale mit Parolen wie *Il futuro? A destra*, Zukunft als Sache der Rechten. Das Publikum ist wohl eher wegen der Musik da, die so wenig rechts ist wie links: Rock-Rhythmen, Sänger mit rauher Stimme als Imitat der Schwarzen, eine kesse junge Frau in Jeans. Verwirrend ist die Ununterscheidbarkeit der akustischen Werbepackung, es braucht jedenfalls feine Ohren, um Unterschiede zu bemerken. Was bedeutet es, wenn das Was der Botschaft so frei ist von seinem Wie? Führt dies nicht zu einer Gleichstellung der Inhalte, wie Baudrillard bemängelt? Sicherlich gibt es auch in der Sprache kümmerliche Klischees, doch die Nivellierung stellt sich hier nicht so leicht ein wie bei Bild und Ton. Etwas davon mag Platon im Sinn gehabt haben mit seiner Bildkritik und Tonzensur, obwohl Bild- und Tonerzeugung von viel einfacherer Form waren.

27.11.05 — Über die elegante Via Maqueda geht es in die Stadt. Auf dem Opernplatz gibt es elegante Chioschetti, kleine pagodenartige Kiosks aus dem 19. Jh. In der Kamillianerkirche endet gerade ein Gottesdienst mit Besuchern aus Sri Lanka. Es öffnen sich buntscheckige Stadtansichten mit vielen interkulturellen Spuren. Von besonderer Stattlichkeit ist die Piazza Quattro Canti. Der Name spielt mit der Zahl 4: vier Eckpaläste im spanischen Barock und in der Mitte ein Brunnen mit den vier Jahreszeiten. Auf der Piazza Pretoria erhebt sich ein üppig mit Alltags- und Tierfiguren ausgestatteter Marmorbrunnen, der das leicht gönnerhafte Wohlgefallen des romverwöhnten Goethe fand. Die Kirche La Martorana ist ein Bau aus der normannischen Zeit, bei dem man byzantinische Kunstfertigkeit nutzte. An der früheren Außenwand findet sich ein Mosaik von Roger I, der sich noch nicht vom Papst, sondern von Christus selbst krönen ließ. Etwas weiter folgt San Cataldo mit einfachen unverputzten

Wänden und drei Kuppeln in leuchtendem Rot, ein farbiger Gruß aus dem Morgenland. An einer Klosterwand findet sich eine Aufschrift in georgischer und italienischer Sprache zu Ehren zweier Mönche, die bis nach Tiflis kamen: *messaggi di amicizia e di cultura*, Botschaften der Freundschaft und der Kultur. In einigen Straßen sieht man braune Straßenschilder auf italienisch, hebräisch und arabisch. Man sieht, was in Europa einmal möglich war. Als lebendiger Gegensatz dazu thront vor dem Königspalast Karl V, zu seinen Füßen die vier Erdteile, versinnbildlicht durch gefesselte Sklaven mit Lendenschurz und abstehendem Haarschopf – abstoßende Züge eines Imperiums, das die Kolonialzeit einleitet. Im Dom unter den Königgräbern das Grabmal des Staufers Friedrich II, der auf sizilianisch dichtete, aber nicht deutsch sprach. Davor liegt ein Kranz aus Rastatt, eine Eindeutschung mit anachronistischen Zügen. Die Geschichte geht drunter und drüber, vor und zurück. Doch es gibt auch Nischen. Hinter der Kathedrale verläuft eine Gasse, wo bunte, volkstümliche Wagen abgestellt sind, mit Pferdeställen und Hühnern im Freien.

Nachmittags Gewitter und Regen. Im Stadtteil Kalsa, das einen arabischen Namen trägt, steht ein großer Carrus Navalis, Urbild des Karneval, der beim Umzug zu Ehren der Santa Rosalia eingesetzt wird und die übrige Zeit in einem Tor der Stadtmauer verbringt. Im Giardino Garibaldi wächst eine Baumkathedrale empor aus vielen Wurzeln. In der Nähe die Villa Giulia, eine Gartenanlage aus dem 18. Jh., die von Goethe gern besucht wurde. Der Dichter wohnte nicht weit entfernt im jetzigen Corso Vittorio Emanuele, der quer durch die Stadt führt.

18.11.05 — Morgenbesuch im Palazzo Reale, als Glanzstück die Capella Palatina mit Mosaiken im byzantinischen Stil von symbolischer Raffinesse. Aus der Apsis blickt der segnende Christus; die segnende Hand deutet mit drei Fingern nach oben die Trinität, mit zwei Fingern nach unten die doppelte Natur Christi an. Das Buch der Bibel ist geöffnet: links griechische, rechts lateinische Lettern. Bei Gottesdiensten wird es herumgetragen als ein Buchleib, was mehr besagt als ein bloßes Lese- und Schreibgerät. Der Königspalast stammt aus normannischer Zeit, wurde von den Bourbonen in ein Barockschloß umgewandelt. Hier residierte der Vizekönig in den Jahrhunderten, als Sizilien mit Neapel vereint war. Bei der Führung wird der Sitzungssaal der sizilianischen Regionalregierung als Ort des ersten Parlaments in Europa vorgestellt. Dagegen erhebt sich höflicher Protest von seiten eines schottischen Besuchers: Franzosen und Italiener hätten nur Versammlungen (*assemblée, assemblea*) gekannt, das Parlament sei englischen Ursprungs. Europäische Finessen!

Nachmittags mein erster Vortrag in einem Forschungsseminar der philosophischen Fakultät zum Thema der Zeitverschiebung: „Il differimento temporale“. Unter den Professoren ist, wie schon bei meinem ersten Besuch vor neun Jahren, der gastgebende Leonardo Samonà zusammen mit Giuseppe Nicolaci; ein bejahr-

ter Kollege hält ein temperamentvolles Koreferat. An den Erörterungen beteiligen sich Doktorkandidaten, die unter anderem in Frankreich studiert haben. Freundliche, aber leicht fassungslose Aufnahme des Neuen, Ideensträube als Gegengabe, große Vertrautheit mit der philosophischen Tradition.

29.11 05 — Ich besuche nochmals den Stadtteil Kalda. Im Palazzo Abatellis befindet sich inmitten einer staatlichen Bildersammlung überraschend eine Todesdarstellung aus dem endzeitlich gestimmten 15. Jh.: *Trionfo della morte*. Der triumphierende Tod reitet auf einem Pferdegerippe, Todespfeile aussendend. Der graue skelettartige Pferdekopf erinnert mich spontan an Picassos Guernica. Nachträglich erfahre ich, daß der Maler Guttuso mit dem spanischen Maler befreundet war und ihm eine Kopie des Bilds schickte, die dieser offensichtlich kräftig benutzt hat. Doch die sterbenden und trauernden Frauen tragen eine prächtige Haartracht, der auch der drohende Tod nichts anzuhaben scheint. Dafür gibt es sterbende Würdenträger, vor denen der Tod nicht haltmacht. Oben im Bild erscheinen ein Lebensbrunnen und eine Jagdszene. Leben und Tod bleiben vereint.

Von der Uferstraße geht es über einen Fußpfad ans Meer. Der Blick fällt auf den Monte Pellegrino, der nun mit Funkmasten gespickt ist. Im Hafen verkehren Schiffe, die in 5 Stunden Neapel und in 22 Stunden Genua erreichen. Das Mittelmeer wird erneut zum *mare nostrum*.

Abends mein zweiter Vortrag in der juristischen Fakultät. Die Fragen der Rechtsphilosophen richten sich auf Probleme wie Epikie, Universalisierung und Rolle des Dritten. Auch hier neugierige Aufnahme, aber mehr Explikation als Diskussion. Danach besuche ich mit Leonardo Samonà den *Palazzo Zisa*,

- Der Palast ist eine normannische Villa aus dem 12. Jh., wiederum eine steile Fassade mit wenigen Fensteröffnungen, mehr abweisend als einladend, wie ein Gesicht, das nicht viel von sich preisgibt. Die Eroberer waren nur einige 10.000, aber militärisch geübt und gerüstet. Sie übernahmen eine blühende Kultur. Die erste italienische Dichtung entstand auf Sizilien. Der nahe Palazzo Chiaramonte, ein privater Stadtpalast aus dem 15. Jh, war einstmals Sitz der Inquisition. Bei der Renovierung traten Wandmalereien zutage, auch Inschriften Inhaftierter, die als *dead letters* ihre verspäteten Adressaten fanden. Hier residiert nun das Rektorat der Universität, die 200 Jahre alt ist und inzwischen 60.000 Studenten hat.
- Palermo ist eine Stadt zwischen Bergen und Meer. Kulturgeschichten überlagern sich wie Gesteinsschichten, und alle sind noch sichtbar. In der Bevölkerung wechseln Einheimische – Phönizier/Griechen – Römer – Byzantiner – Araber – und Normannen aufeinander. Hinzukommen wechselnde Herrscherhäuser: Anjou (beendet durch die „sizilianischen Vesper“) – Aragon – Bourbonen – italienisches Königshaus Savoia. Synchronie und Diachronie verschränken sich.

30.11.05 — Weiterflug nach ROM, nachmittags mit dem Bus 62 quer durch die Stadt bis zur Tiber-Brücke. Seit einigen Tagen herrscht Hochwasser, Quais stehen ganz unter Wasser, Brückenpfeiler zum Teil. Man spricht vom höchsten Stand seit einem halben Jahrhundert. Schlimmer sieht es im Mündungsbereich des Tiber aus und noch schlimmer in Mittelitalien. Die *Repubblica* berichtet einmal darüber, dann nicht mehr, als spiele sich alles weitere auf einer Unterbühne ab. Dafür wird eine Vergewaltigung in Bologna, die von einer Autokamera festgehalten wurde, ohne daß auch nur ein Autofahrer anhielt, unter großer Anteilnahme diskutiert von Nachbarschaft, Bürgermeister, Parteien. Braucht es einen extremen Einzelfall, um Teilnahme zu wecken? Sind Opfer der Überschwemmung etwas zu Statistisches?

Gegen Abend ist die Engelsburg geöffnet, die man so oft vor Augen hat. Der Weg hinein führt durch das spiralenförmig aufsteigende Schneckenhaus des Mausoleums. Zuunterst finden sich Spuren des Grabes von Hadrian, darüber bauten Päpste von Gregor dem Großen bis zu Alexander VI, Päpste auf den Schultern des heidnischen Kaisers. Die Figur des St. Michael wurde im 6. Jh. aufgesetzt, das Schwert in der Scheide deutet hin auf die beendete Pest. Zur Zeit des Sacco di Roma diente die Burg als Wehrburg. Vom Plateau aus zeigt sich Rom in der Abenddämmerung, im Westen ein El Greco-Himmel in fahlem Blau-Grau, eine Laternenkette den Tiber entlang, der Petersdom erleuchtet wie ein ewiges Licht, im Dunklen die Altstadt mit ihren Zinnen und Kuppeln.

1.12.05 — Im Goethe-Institut beginnt ein deutsch-italienisches Kolloquium zur „Topographie des Fremden“. Mein Einleitungsvortrag behandelt den Zusammenhang von Fremdheit, Gastfreundschaft und Feindschaft, es folgen Vittoria Borsò und Mauro Ponzi, befreundete Literaturwissenschaftler aus Düsseldorf und Rom. Ich versuche in einer Form von *liminal art* Bruchstellen zu markieren. Borsò sucht Fremdes in der Sichtbarkeit bei C. D. Friedrich und bei Herrn Palomar von Calvino. Ein Psychoanalytiker bringt das Unheimliche ins Spiel.

2.12.05 — Der zweite Tag beginnt mit einem Kabinettsstück des Düsseldorfer Germanisten Bernd Witte. Er läßt Hofmannsthals Traumgedicht „Manche freilich“ emporsteigen aus dem antisemitisch-österreichischen Sumpf wie eine poetische Fata Morgana. Er beschreibt Hofmannsthals Verwindung des Judentums; der Urgroßvater, ein Geschäftsmann aus Böhmen, war noch orthodox jüdisch, sein Vater vollzog den Überschritt zur christlichen Religion. Verheiratet war er mit einer Italienerin. Derart verfremdet wird Biographisches zum Ferment der Dichtung.

Der Leiter des Instituts ist gelernter Sinologe. Er nimmt sich vor, mich bei der Umstellung des Instituts auf Interkulturalität heranzuziehen. Abschied von Gabriella Baptist und Önay Sözer. Sie verraten mir das älteste Weingeschäft von Rom: Trimani, bei der Porta Pia um die Ecke.

3.12.05 — Strömender Regen. Ich flüchte mich in die Basilika Santa Maria Maggiore. Ein Gottesdienst in diesem Riesenraum inmitten der Prunk- und Machtentfaltung einer fragwürdigen *ecclesia triumphans*. Wie vermeiden Gläubige einen Realitätsverlust? Möglicherweise ist es der Realismus der Römer, der über vieles hinweghilft, wenn Jahrhunderte kommen und gehen. Auf der Straße Spuren einer Gegenwelt, Inder über Inder, die billige Regenschirme anpreisen und von der Alltagsökonomie des Wetters profitieren. Abends mit dem Leonardo-Express zum Flughafen.

1.17. NEAPEL: Vorlesungen zu Szenen des Fremden am „Istituto“

Mai 2006

Vom 14.-19. Mai vier Vorlesungen am Institut über „Scenari dell’estraneo“, das Fremde zwischen den Kulturen, dazu Freiheit, Gewalt und Recht als Leitmotive, eine Fortsetzung der Vorlesungen von 1999, mit Ferdinando Menga und Gabriella Baptist als sprachlichen Assistenten.

Einen Abend verbringe ich mit Ulderico Pomarici, dem Militärrichter aus Caserta, und seiner Frau in Posilippo. Der Park Rimembranza liegt oberhalb der Stadt, mit weitem Blick auf das Meer. Unten auf der Insel Nisida befindet sich ein Jugendgefängnis, wahrscheinlich das schönst gelegene auf der Welt; das Eintrittsalter soll auf 12 Jahre herabgesetzt werden. Unterhalb des Hügels, auf dem wir uns befinden, rosten die stillgelegten Industrieanlagen von Bagnoli, ein seltener Fremdkörper in dieser Golflandschaft. In der Nähe liegt das mir schon bekannte Pozzuoli und in Hafennähe ein alter römischer Markt- Der Boden ist eingesunken, vom Meer bedeckt, wieder aufgetaucht und erneut abgesunken. Man nennt diese Bodenbewegung in Anlehnung an das Griechische *bradisismo* (wörtlich: langsames Beben).

- Im *Archäologischen Museum* von Neapel ist der römische Alltag anschaulich rekonstruiert, mit Pompeji als Lehrstadt. Die Tradition der Mahlzeiten hat sich weitgehend bis heute gehalten mit drei Mahlzeiten (*tre pasti*) im Tag. Zuerst das Frühstück: *ientaculum* – von 11- bis 12 das *prandium* – vor *tramonto*, dem Sonnenuntergang, die *cena* mit *antipasto* und *coena* (prima, secunda...) und *secundae mensae* (Dessert). Dann eventuell ein *commissato* unter Leitung des *magister bibendi*, des Symposarchen, der die Getränke kostet, verteilt und Wasser beimischt. Die Tischordnung beruht auf dem *triclinium*, einem Dreilager mit bevorzugtem Plätzen für Hausherr und Gast.
- Ein Isis-Tempel enthält reiche Wandgemälde in einem Weite erzeugenden Sfumato. Dazu ein Gabinetto secreto mit Erotica, einschließlich spezieller *figurae veneris*. Die Liebe wird lukullisch genossen mit Bildern als Appetizern.

Alltagspolitik: Schmutz über Schmutz in den Straßen, mangelnder Gemein-sinn, der öffentliche Verkehr eine Autohöhle. Ich gehe zu Fuß von der Piazza Dante die Via Toledo entlang, indem ich gelbe Busse, die nicht einmal mein Schrittempo einhalten, überhole. Man trägt es mit Geduld, doch welch ein Kräfteverschleiß! Der Abend in Posilippo bescherte einen Luftwechsel, als wäre man auf einem anderen Kontinent. – Offizielle Politik: Prodi geriet in die Schlagzeilen: *Una scossa per l'Italia*, eine „Erschütterung für Italien“. Im Hintergrund, in seinem eigenen Fernsehen, Berlusconi, der etwas von einem Hanswurst hat. Er schwimmt auf einer Welle des Laissez-faire, von der viele Steuerhinterzieher profitieren. Was folgt daraus: Jammern oder Depression?

Abschiedsmahl mit Ferdinando Menga und Gabriella Baptist. Wein aus griechischen Trauben: Aglianico, ein verballhorntes 'Hellenico'. Die Lebenskultur tröstet über vieles hinweg.

1.18. NEAPEL, CAGLIARI: Promotion und Vorträge

Januar 2009

23.1.09 — Promotion von Ferdinando Menga, eine Ko-promotion mit Bochum, das durch Antje Kapust mitvertreten wird. In der Eingangshalle der Philosophischen Fakultät steht ein Wäscheständer des Kustoden, Wahrzeichen von Neapel. Der Prüfling besteht seine Sache mit Bravour. Fabio Ciaramelli hat einen Bericht über die Phänomenologie des Fremden für den *Corriere della Sera* verfaßt. Nachmittags mein Vortrag „Pensare l'estraneo“, die Diskussion gewohnt zögerlich, das Denken des Fremden braucht Zeit.

Ich besuche nochmals das *Archäologische Museum*, das eine Sonderausstellung aus Herculaneum anbietet. Standbilder von Kaisern und Honoratioren, Kunstfertigkeit einer Zeit, die unter starken hellenistischen Einflüssen ihr Erbe verwaltet. Die Büsten von Herakles, Demokrit, Platon oder Demosthenes sind nicht sehr unterschiedlich, Gesichter wie Embleme. Daneben zwei Athleten in vollem Lauf, ein trunkener Bacchus. Im Obergeschoß sind Reste von Menschen aufbewahrt, die vom Vesuv in den Tod gerissen wurden, mit Augenhöhlen wie Blickspuren. Im Pompejanischen Teil nebeneinander vier Frauengestalten: Flora, Medea, Diana und Penelope. Eine Spätkultur ohne Unruhe stiftende Mächte wie Schuld, Erlösung, Befreiung? Neben Alltäglichem und Gefälligem das blutige Waffenspiel der Gladiatoren als eine Form delegierter und miterlebter Grausamkeit.

Abends in strömendem Regen Abreise nach Cagliari. Ich wohne dieses Mal in der Oberstadt in einer traditionsreichen Pension nahe der Kathedrale, hohe Decken, Dachterrasse mit freiem Blick auf die Stadt und das Meer. Ich esse zu Abend mit Gabriella Baptist: ein wunderbarer Reichtum an Meeresfrüchten. Sar-

dinien hat nur 1,5 Millionen Einwohner, doch es ist berühmt für seinen Fisch, seinen Schafskäse und seinen samtene Wein. Die Insel lebte abseits des „kontinentalen Italiens“, im Schatten der Dynastien, die ihre Ländereien austauschten wie Erbteile. So kam das nahe Korsika an Frankreich, Sardinien an das Haus Aragon, später dann verbunden mit dem Königreich Savoyen. Aber es hat seine eigene Volkskunst, auch seine Gesang- und Dichtkunst, frei ausgeübt.

25.1.09 — Sonntag. Das archäologische Museum bietet eine einzigartige Sammlung der frühen Kunst der *Nuraghen*, die bis aufs 10. und 9. Jh. vor unserer Zeitrechnung zurückgeht. Sie enthält bronzene Krieger, Herrscher und Priester sowie Tiere von großer Ausdruckskraft. Im Lande waren Rundtürme verteilt und bildeten den Kern von Ansiedlungen. Man fand dort steinerne, mit Markenzeichen versehene Matrizen für Eisenwerkzeuge, die auf eine fabrikähnliche Herstellung schließen lassen, außerdem Vasen mit geometrischen Mustern. Diese Kunst verriet eine gewisse Nähe zur etruskischen Kunst, sie geht der altgriechischen Kunst voraus, Winckelmann nannte sie „ganz barbarisch“ (in einer Äußerung von 1763). Sardinien gilt als Zentrum des westlichen Mittelmeers, seine Südspitze liegt näher an Tunis als an Italien. Bis heute ruht es sehr in sich.

Eine Strandwanderung führt am Meer entlang. Sauberes Wasser, verhaltene Badekultur. Auf einem Bergrücken erhebt sich ein Teufelssessel, *sella del diavolo*.

26.1.09 — Heute, Montag, noch einmal mein Vortrag zum Denken des Fremden. Studierende aus den Kommunikationswissenschaften haben eine Kollektion von Plakatentwürfen angefertigt. Der Heimweg führt über den Buon Cammino, vorbei an einem höchst stattlichen Gefängnisbau, ironisch gesprochen einem „Gefängnis mit guter Aussicht“. Doch verstehen Gefangene Ironie? Auf dem Campus finden politische, phantasievolle Protestaktionen statt. Studenten verfaßten ein Manifest mit Photos aller Beteiligten und besonderen Mottos.

Nachmittags findet in Santa Eulalia ebenfalls eine politische Versammlung statt: „Sanità per tutti“, „Gesundheit für alle“. Eine Psychiaterin plädiert in un-aufgeregter Rhetorik für die Wiederwahl des Regionalpräsidenten, gegen einen Protegé von Berlusconi, der im Diozösanblatt Unterstützung findet. Der Klerikalismus ist keineswegs passé. Im übrigen ist die Stadt weltoffen, unter den Kolonnaden am Hafen findet man Zeitungen auf russisch, polnisch und rumänisch. Wir essen zu Abend in einem sardischen Restaurant: sardische Küche mit Ziegenkäse, Artischocken, Mandelgebäck und einem Myrthenlikör. Ciccarelli lehrt nun als Ricercatore am Philosophischen Institut, dazu ein Kollegin, die in Tübingen antike Philosophie studiert hat. Sie alle wohnen in Rom oder Genua, aber es kommt zu einer guten Kooperation am Rande Italiens. Der Vermieter meiner Pension bringt mich am anderen Tag zum Flughafen. In solchen Berufen findet man überraschend gebildete Leute. In seiner Pension verkehren Gäste aus aller Welt.

September 2009

Über den Brenner nach Bologna. Der breite Bergriegel gibt nach und nach Land frei für Weinberge, auf Verona folgt dann die große Ebene. Ein Vorortzug bringt mich nach Modena. Es heißt, die rote Emilia habe sich gehalten; die PCI sei umgetauft, aber es herrsche die gleiche ‚linkskundige‘, korrekte Verwaltung.

In Modena findet zum neunten Mal das Festival*filosofia* statt. Ich wohne nahe beim Palazzo dei Musei. Quer durch die Stadt führt die Via Emilia, eine der ältesten römischen Straßen. In der Altstadt intime Plätze um Santa Maria della Pomposa herum, wo abends die Stadtjugend, Biergläser in den Händen, die Straßen bevölkert. Im Zentrum der romanische Dom, die Grabkirche von San Gimignano, mit freischwebendem Campanile, romanischen Portalen und den beliebten Wachlöwen.

Das Festival spielt sich auf Plätzen und in Kirchen ab, bei Regen in Zelten. Ungeheure Mengen strömen herbei, auch Schulklassen mit Schulheften, um Stoff für die Prüfung zu sammeln. Etwa 50 Vorträge sind aufgeteilt in „Lezioni magistrali“ und „Lezioni dei classici“, das Gesamtthema lautet *Comunità*. Behandelt wird es von einem großen internationalen Aufgebot. Wenig überzeugend waren für mich zwei rhetorisch aufgedonnerte italienische Vorträge auf der Piazza Grande mit *libertà* als fraglosem Markenzeichen. Mein Vortrag zur responsiven Ethik: „Etica responsiva fra risposta e responsabilità“ findet am Samstag nachmittag in Carpi statt, auch hier Hunderte von Hörern, der Vortrag auf italienisch, die Diskussion mit Übersetzer. Szenenapplaus bekommt meine Versicherung, die Fremdheit beginne in uns selbst. Ein festlicher Enthusiasmus.

Abends der lukullische Teil. Man trifft sich in verschiedenen Restaurants zu ausgesuchten Menüs, eigens zusammengestellt von dem Philosophiehistoriker Tullio Gregory, Alles hat großen Stil. Dazu gehört die Musik drinnen und draußen. Im Museum befindet sich eine von den Fürsten angelegte Sammlung früher Malerei aus Siena und Umbrien und reiches Mobiliar. Die gewaltige Stadtkultur der frühen Neuzeit ist bis heute prägend.

Ich mache mit Ferdinando Menga und seinem Freund einen Ausflug in das nahe MANTUA. Im Palazzo Ducale sticht das Brautzimmer hervor mit Fresken von der Fürstenfamilie, ausdrucksvollen Pferde- und Hundeköpfen, einem Hofzweig, einer Hügellandschaft, alles mit der Frische einer Neuentdeckung. Mantegna liegt in Mantua begraben, und ein Denkmal in Stadtpark erinnert an Vergil: *Mantua me genuit* Von der Flußseite her ein herrlicher Blick auf die Türme und Mauern der Stadt. Die Stadt ist fern von einem bloßen Museum, Menschenmengen begleiten das Ende einer Auto Rally. Wir schmieden Pläne für eine *comunità amicale* auch in der Forschung.

November 2009

Vom 21.-27. November verbringe ich eine Seminarwoche an der Scuola di Alta Formazione Filosofica, vormittags 3 Stunden Vorlesung, nachmittags 2 Stunden Seminardiskussion, mit 30 ausgewählten Doktoranden und Habilitanden aus ganz Italien von Mailand bis Palermo. Das Gesamtthema lautet „Responsive Phänomenologie“. An der intensiven Arbeit beteiligen sich viele. Zusätzlich findet in einem städtischen Literaturhaus eine öffentliche Abendvorlesung statt zum Thema der Aufmerksamkeit: „Prestare attenzione all’estraneo“. Sie wurde angekündigt durch *La Stampa*, *La Repubblica* und *Liberazione* und lockte viele Besucher aus der Stadt an. Dieses öffentliche Interesse an Philosophie ist nicht alltäglich.

Die Organisation ist hier in Norditalien von besonderer Pünktlichkeit und Sorgfalt, geradezu preußisch, wenn man den üblichen Klischees folgt. Ugo Perone, der Gründer dieser Lehrstätte für Fortgeschrittene, stammt aus Vercelli, lehrt Moral- und Religionsphilosophie und stammt wie Umberto Eco und Valerio Verra aus der Schule von Luigi Pareyson. Fast alle Teilnehmer sprechen deutsch, manche ausgezeichnet, gelegentlich weichen wir aus auf Französisch und Englisch. Dies ist weit entfernt von dem um sich greifenden Monolinguisimus. Ferdinando Menga und Andrea Altobrando, die ich von Bochum her kenne, fungieren als hilfreiche Tutoren. Ich wohne wie alle Teilnehmer in der Villa Giuliano, einer der alten Parkvillen; vom zweiten Stock aus hat man eine Blick auf die Stadt und die schneebedeckte Alpenkette, die nur etwa 50 km entfernt ist.

In das Stadtzentrum gelangt man über eine der Brücken, die über den Po führen. Die Stadt bekam unter Napoleon und kurz danach ihren modernen Schliff mit Flußparks und großen Boulevards wie dem Corso Vittorio Emanuele II. Die rechtwinklige Stadtanlage ist noch römisches Erbe, doch der Flußverlauf erzwingt Abweichungen von der geraden Linie. Viele Straßen weisen hohe Kolonnaden auf, teilweise durchschnitten von den Gleisen der Straßenbahn, die unter Gewölben hindurchfährt. Mit eleganten Cafés, Bücherständen und Bücherläden ist Turin eine besondere Stadt von Lesern, dazu Stadtautoren wie Carlo und Primo Levi, Pavese, Calvino und Ginzburg, der Verleger Einaudi und linke republikanischen Traditionen. Turin war Kern des Risorgimento, die späte Einigung Italiens ging von Piemont aus, von großen Leitfiguren wie Camillo Cavour. An der Piazza Cavour stoße ich auf einen unauffälligen Buchladen, der von einer lesefreudigen deutschen Buchhändlerin geführt wird, deren Berliner Großeltern schon zeitig eine große Buchhandlung in Turin eröffneten.

Auf der Piazza Cavour stehen alte Platanen und eine Art von Weiden. An den Bäumen letzte Blätter, die Temperatur sinkt ab auf 3º, erster Schnee in Mailand, aber Tag für Tag blauer Himmel, als wolle dieser schöne Herbst nie

enden. Jugendstilhäuser mit verschnörkelten Säulen ziehen sich die Hügel hinauf. Unten in der Stadt ragt die „Mole Antonelliana“ empor. Sie wurde als Synagoge begonnen, aber von der jüdischen Gemeinde aufgegeben, als sie zu sehr in den Himmel und in die Kosten wuchs. Nun ist darin ein Filmmuseum untergebracht mit einem hohen Dachaufsatz, der nachts mit seinem blauen Licht auf die Stadt ausstrahlt.

Vor der Universität demonstrieren Studenten gegen die üblichen Streichungen und die Straffung der Studiengänge. Das Gebäude gleicht einer Betonwabe. Mein aus Tunesien gebürtiger Taxifahrer bemerkt lakonisch: Es genügt nicht, gegen Berlusconi zu sein, die Linke sagt nicht, was sie will, so bleibt alles bei Berlusconi. In einer Nebenstraße nahe der Piazza Castello entdeckte ich das Haus, in dem Nietzsche wohnte, bevor er nach Deutschland verbracht wurde. An der Hauswand eine Tafel aus dem Jahr 1944, auf der der Wille zur Macht martialisch als *volontà di dominio* verkündet wird. In der Straße begegnet mir eine Frau, die den Namen Gottes hinausschreit, als sei sie eine späte Botin Zaratustras.

1.21. BARI nebst einer Reise durch APULIEN

Mai/Juni 2011

30.5.11– Bei der Ankunft in Bari südlicher Sommereinbruch. Mein Hotel liegt nahe der Universität, die nach Aldo Moro benannt ist. Mein erster Gang in die Altstadt führt, vorbei an einer gewaltigen normannischen Festung, quer durch winklige Gassen mit Fenstertüren, durch die hindurch man ‚mit der Tür ins Haus fällt‘. Auf der Gasse sitzen Frauen auf Stühlen, kleine Läden öffnen sich wie Warenstuben. Durch diese Wohnweise, wie sie sich ähnlich in der Altstadt von Neapel findet, wird die Straße selbst zur Schwelle, so daß privates und öffentliches Leben permanent ineinander übergehen. Die Kathedrale zeichnet sich aus durch eine mächtige Fassade, romanisch, aber von ungewohnter, burgartiger Höhe. Man feiert die Rückkehr von Sankt Nikolaus. Vom Altar aus setzt sich eine Prozession in Gang. Der in Brokat gekleidete Heilige wird auf einem barocken Aufsatz hinausgetragen von schwarzgekleideten Männern, den Mitgliedern der Confraternità San Nicola (gesprochen Nicóla). Der Zug wird mit Klatschen empfangen. An der Prozession nehmen städtische Würdenträger bei, die unterwegs ihre Freunde begrüßen, auch hier vermischt sich Rituelles mit Privatem. Dies spricht für eine sehr poröse Form von Geselligkeit, gemischt aus *società* und *comunità*, aus Gesellschaft und Gemeinschaft, mit bedenklichen Konsequenzen für die Eigenart von Institutionen. Der Ausdruck *nipote*, von dem sich der Nepotismus herleitet, bezeichnet sowohl Neffe/Nichte wie Enkel/Enkelin und im Plural schlichtweg die Nachkommen, die Grenzen zwischen Familien und Generationen verschwimmen.

31.5.11 — Empfangsbesuch bei Professor Augusto Ponzio, einem Schüler von Giuseppe Semerari, der mir als ein früher, kundiger Interpret von Merleau-Ponty bekannt ist. Der Gastherr empfängt mich in seinem ‚Atelier‘, mit Bildern, auch eigenen, in einem familiären Ambiente, seine Tochter lehrt hier Semiotik. Er selbst hat etwas Genialisches, beruft sich auf Bachtin, Levinas und Valéry, erklärt mich rundweg zu seinem *sosía*, das heißt zu seinem Doppelgänger. Bei meinem Vortrag zur responsiven Freiheit: *Cominciare altrove. Libertà nell'ombra dell'estraneità* sind etwa 30 Hörer da, am Ende ist es noch ein Drittel. Ponzio stellt mir das Auditorium vor und erspart sich damit jede einführende Bemerkung zu meiner Phänomenologie. Wahrscheinlich hat er nie eine Zeile von mir gelesen, dennoch hält er einen Begleitvortrag. Den Anwesenden traut er offensichtlich nicht zu, meinen Gedanken zu folgen. So bleibt für die Diskussion kaum Zeit. Aus dem *intervento* von Menga wurde nichts. Zufällig bemerke ich auf einem Plakat, daß fünf Tage vorher an der hiesigen Universität ein Kongreß zu Husserl und Edith Stein stattgefunden hat, den niemand mit einem Wort erwähnt. Was ich hier erlebe, ist nicht Italien, aber doch ein Italien, wie es *auch* lebt und lebt.

Vielleicht bleibt doch etwas von meinem Vortrag hängen. Wie ich hinterdrein erfuhr, habe ich meine Einladung Moira di Iaco zu verdanken, die letztes Jahr in Turin an meinem Kurs teilnahm und bei Ponzio eine Wittgenstein-Dissertation schreibt, zu der sie mich als Mitgutachter zu gewinnen sucht. [Zu der vorzüglichen Dissertation, die dabei herauskam, habe ich mich dann in der Tat in Form eines sehr zustimmenden Gutachtens geäußert.]

1.6.11 — Jedenfalls bin ich in Apulien. So fahre ich mit Fernando Menga in den nördlichen Teil der Region. Eine besondere Attraktion sind die normannischen Kastelle mit ihren Schloßmauern und Riesensäulen, die von den Staufern übernommen und einer apulischen Form von Romanik eingefügt wurden. Auf dem MONTE DI CASTELLO steht das mächtigste der staufischen Kastelle: geometrische Anlage, zweistöckig, mit weitem Blick ins Land. Die Geometrie der acht Türme ist nicht funktionslos, aber hyper-funktionell, sie tendiert ins Symbolische. Unheimlich ist die Wiederholung, mit der das Hier in die Schweben versetzt wird. Die Bischofskirche von TRANI gilt als die schönste unter den apulischen Kathedralen: blendend weißer Kalkstein, mächtige Fassade, Tierportale, Triforien, alles sehr einfach, durchsichtig gehalten. Der Campanile ist an die Fassade angesetzt mit einer Durchfahrt und einem Durchblick aufs Meer.

Schließlich erreichen wir MANFREDONIA, den Hauptort der Region. Unser Hotel liegt am Meeresufer, gleißend weißes Licht, stark reflektiert von weißen Kalksteinwänden, luminöses Apulien. Über das Meer hinweg sieht man den Südzipfel von Dalmatien. Von vielen Meeresorten gingen Kreuzritterfahrten aus. Zeitweilig lebten türkische Montenegriener hier, es gab zahlreiche jüdische Gemeinden, und es gibt einen Ort, wo ein altgriechischer Dialekt überlebt hat. Die Kulturschichten überlagern sich hier ähnlich wie auf Sizilien.

2.6.11 — Wir unternehmen einen Autoausflug, begleitet von einem einheimischen, philosophisch gebildeten Lehrer für Italienisch und Latein, der jetzt als Sozialreferent für die Stadt Manfredonia arbeitet. Er ist in der Kultur seiner Heimat bestens zu Hause. So zitiert er frei Dantes Verteidigung von Manfred gegen seinen Bischof. Er hat eine Schrift verfaßt über Siponto, einen antiken Hafen. Ein deutscher Professor vertritt die These, daß hier die erste Bürgerschaft entstanden sei; in alten Dokumenten ist von *boni viri* die Rede. In diesem Getreide- und Fruchteland lebten die Bauern lange als bloße Pächter fern von ihren Ländereien. Carlo Levis Buch *Christus kam nur bis Eboli* bezieht sich auf den rückständigen südlichen Zipfel des Landes, den er als Verbannter kennen lernte.

Es geht weiter zur staufischen Abtei SAN LEONARDO, wieder die TürLöwen. Im Kirchenschiff zwei Okuli: eine Öffnung ist auf den Festtag im Juni ausgerichtet, die andere auf die Sonnenwende, die durch einen Strahl am Boden markiert ist. San Leonardo gilt als der Heilige der Sklaven (*schivi*, verwandt mit den *slavi* = Slaven), bei dem die Befreiten ihr Kette hinterlegten, aber er ist auch Patron der Hirten wie St. Leonhard in Bayern. Ein Großteil der Abtei ist zerfallen und Gegenstand archäologischer Rettungsarbeiten. Im 5. Jh. war der Papst Bischof von Siponto, bevor er Bischof von Rom wurde. Die Geschichten laufen kreuz und quer. Wir fahren weiter zur nächsten Normannenfestung SANT'ANGELO, auch SAN MICHELE ARCANGELO genannt, einem Wallfahrtsort für Pilger- und Bußfahrten, verbunden mit anderen Michael-Klöstern wie dem Mont-Saint-Michel in der Normandie. Nicht weit von hier liegt San Giovanni Rotondo, der Geburtsort von Fernando, der mir aus dem Postverkehr und der landläufig als der Ort von Pater Pio bekannt ist.

Unser Mittagessen nehmen wir ein in einem Fischrestaurant in Manfredonia: hausgemachte Spaghetti, ein großer Fisch aus der Region und der Koch ein besonderer Kenner, der sofort schmeckt, ob der Fisch frisch aus dem Meer kommt. Doch er hat sich nicht mit der Kochkunst begnügt, ist längst zur Dichtkunst übergegangen, vertraut mit Autoren wie Proust und Ungaretti. Er überreicht mir seinen Gedichtband *A discrezione di chi legge*. Nachmittags fahren wir die Küste entlang südwärts, man sieht Kreidefelsen, Felsenhöhlen, ähnlich wie an der gegenüberliegenden dalmatinischen Küste. Wir nehmen ein Bad im Meer.

Am Abendessen sind wir bei einem Kollegen und seiner Frau, die Ikonen malt. Die drei Kinder spielen Klavier, der erste Sohn ist Mathematiker in London, Begabungen aus dem Mittelstand. Dazu gesellt sich ein Philosophielehrer, der bei Semerari studiert hat. Dieser war offensichtlich eine Lichtgestalt hier in Bari, wo auch Aldo Moro lehrte, bevor er in die Politik ging. Dieses Italien ist weit entfernt von Berlusconi's Eskapaden und von so mancher philosophischen Wichtigtuerei.

März/April 2019

Die internationale Tagung zum Thema der „Hospitalität in Europa“ wurde vom Institut Nordhost und der Osloer Universität vorbereitet und fand an der Universität Urbaniana statt. Wir wohnen in einem hochvornehmen Hotel auf dem Gianicolo. Vom Frühstückssaal im obersten Stock geht der Blick in die westliche Ebene, rundum die Mauern der Stadt und gegenüber der Vatikan. Unten in der Straße das Rot von japanischen Kirschbäumen und das Blau von Glyzinien.

Den freien Sonntag nutze ich zu einem Gang hinunter in die Stadt. Um Santa Maria in Trastevere herrscht großes Volksleben mit Straßenmärkten. Jenseits des Tibers gleich neben der Synagoge erwartet mich eine Ausstellung *30 anni di Vergogna* („30 Jahre Scham“), Dokumente der von Italienern im eigenen Land und in den Nachbarländern durchgeführten Judenverfolgung. Das Stichjahr war 1938, eine neue Zeitschrift nannte sich *Difesa della Razza*. Das Motto der Ausstellung, das in seiner Hyperbolik an Levinas gemahnt, lautet: *Solo dovere più dovere*, das Sollen übersteigt sich selbst, kommt nicht zur Ruhe.

Unsere Tagung behandelt die Hospitalität im Umgang mit den zunehmenden Migranten, sehr praktisch in der Ausrichtung, aber zu wenig philosophischer oder theologischer Tiefgang. Ich versuche etwas nachzubessern mit Bemerkungen zum Unterschied von Zaun und Schwelle, zur Fluidität von Seegrenzen, zur Differenz von Illegalität und A-legalität. Verbündete finde ich in den einladenden Norwegern sowie einem Saarländer Theologen aus Salzburg und einem Theologen aus dem Erzgebirge, der jetzt in Edinburgh lehrt. Die Planung von Oslo aus wird erleichtert durch die skandinavische Vielsprachigkeit. Das Skandinavische ist frei von antiklerikalem Eifern, ein selbstbewußter, lutherisch geprägter Norden. Die allgemeine Bereitschaft zur Hospitalität ist groß, doch es bleiben Fragen nach dem Wie einer veritablen „Politik des Fremden“.

2. SPANIEN

2.1. SANTIAGO DE COMPOSTELA: Weltkongreß der Phänomenologie

Sept./Okt. 1988

29.9.88 — Fahrt mit meinem spanischen Doktoranden ans Meer, Felsklippen, Salzgeschmack, Wellen, die einen umwerfen. Die Kirche in Noia mit nur einem fertiggestellten Turm, eng umgeben von Häusern, erinnert mich an Combray. Im Lande herrscht eine karge Kunstfertigkeit. *Hórreos*, Kornspeicher, meist aus Stein, stehen auf den Wiesen wie große Schreine auf Stelzen. Ein

Dolmen aus der Steinzeit mit einem massiver Steindeckel ruht auf aufgestellten Steinen. Grenzland.

1.10.88 — Auf einem Stadtrundgang entdecke ich die Altstadt, die zu lebendig ist, um ins Pittoreske umzuschlagen. Steine, Figuren und Treppen beginnen zu sprechen. In die Kathedrale gelangt man durch den Portico de la Gloria von Maestro Mateo: *collecta per magistrum Matheum*, ein südlicher Bruder des burgundischen Gislebertus. Man stößt hier auf verkörperte Theologie. Jakobus tritt auf als Mittler zwischen Adam und Christus. Berührungsmagie äußert sich im Kontakt zwischen Adam und den Monstren mit ihren offenen Mäulern. Es werden Blicktänze aufgeführt, Daniel läßt sein Lächeln sprechen. Die Kathedrale sieht aus wie mit Steintüchern verhängt, Spitzenklöppelei in den Lüften. Nebenan in Santo Domingo Gräber berühmter Galizier. Der Regionalismus ist auch hier im Vordringen, Schilder und Zeitungsartikel sind teilweise auf Galizisch.

2.10.88 — Abschiedssitzung in der Bar Cuba, ein Freundschaftsklima, wie es im gemeinsamen Tun gedeiht. Die tätige Seele des Ganzen ist Javier San Martín aus Madrid, der Begeisterung und Festigkeit ausstrahlt, dazu Gäste aus Litauen, Polen und Japan. Der Weltkongreß leidet unter den Allmachtsträumen der polnischen Präsidentin, die umso finitenreicher Politik macht, je unpolitischer sie sich gebärdet. So spielt sich alles Wichtige am Rande ab.

2.2. PEÑÍSCOLA: Tagung der spanischen phänomenologischen Gesellschaft

November 1992

Peñíscola ist eine kleine mittelalterliche Stadt, auf einer Halbinsel gelegen, der sie ihren Namen verdankt. Sie ist umgeben von großen Festungsmauern; Gassen ziehen sich hangaufwärts, befestigt durch eine Art Fischgrätenpflaster. Oben erhebt sich das Kastell, von Kreuzrittern erbaut, ausgebaut von Papst Luna, einem schismatischen Papst aus dem Asyl in Avignon, der auf dem Konzil von Konstanz abgesetzt wurde, aber seine Stellung beibehielt. Er stammte aus dem Haus Aragón und trug im Wappen einen abnehmenden Mond. Vor dem Kastell steht ein Käfig, in dem Übeltäter auf drastische Weise Wind und Wetter ausgesetzt wurden.

Wir tagen in einem Schulungs-Ferienheim zu einer lebendigen Diskussionsrunde. Mein Eröffnungsvortrag behandelt auf wiederholte Weise das Fremde. Es folgt Montero Moliner, der Nestor der spanischen Phänomenologie, den meine Frage nach einem vielfältigen, unlöslichen Widerstreit in der Erfahrung in Verwirrung stürzt. Zur Problematik der Kommunikation bei Levinas kommt ein kluger Beitrag von Moreno Márquez aus Sevilla. San Martín, der besonnene Leiter der Gesellschaft, vertritt eine emphatische Form von Univer-

salismus, der durch fremde Kulturen hindurchgeht, aber eben nur hindurchgeht. Bleibt noch mein sprach- und landeskundiger Kollege Klaus Held aus Wuppertal, wir beide werden am Ende zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft ernannt.

Sonntag vormittag passiert mir bei der Ankunft am Bahnhof von Barcelona ein Mißgeschick. Jemand entführt in einem unbewachten Augenblick meine Reisetasche mitsamt meinem Reisetagebuch. Man muß offenbar in manche Länder fahren wie in Kriegszone, gewappnet mit Hobbesschem Mißtrauen.

2.3. ANDALUSISCHE Vorträge in ALMERÍA, MURCIA, GRANADA

Februar/März 1996

29.2.96 — In Almería empfängt mich José María Muñoz Terrón, der einen Monat bei mir in Bochum verbrachte, mit seinem Kollegen. Sie suchen ihren Ort zwischen Phänomenologie und neuerer Frankfurter Schule bzw. zwischen Phänomenologie und Hermeneutik. Ich bin Gast der Facultad de Humanidades y Ciencias de la Educación, die vor allem der Lehrerbildung dient. Die Universität befindet sich in einem freundlichen Backsteinbau am Rande des Meeres.

Nachmittags besuchen wir eine Fischerstube. Als Tapas gibt es Muschelschnecken, dazu kleine Fische, die bei uns Sardinen heißen, hier aber mehrere Namen haben. Der Name der Hauptfische ist selbst meinen Gastgebern unbekannt. So rührt schon die Küche an eine namenlose Individualität. In der abendlichen Bodega begegnen wir am Tresen einer Gruppe von Leuten mit einem Medaillon am Hals. Es heißt, dies seien Mitglieder einer Bruderschaft, die sich an den Festtagen ihres Heiligen trifft, Anzeichen einer zunehmenden Religiosität.

1.3.96 — Am Freitag fahren wir nach MURCIA. Die Fahrt geht durch eine Art Mondlandschaft mit kahlem Gestein in bizarren Formen; der Stein ist weich, ausgewaschen, brüchig. Um Murcia herum die erste Mandelblüte. Empfangen werde ich von José López, einem Rechtsphilosophen, sowie von Patricio Peñalver, dem Dekan, der sich auf Derrida und Levinas zubewegt. Mein Mittagsvortrag findet vor einer kleinen Schar von Zuhörern statt. Die Diskussion verliert sich in gewohnten Fragestellungen wie binäre Scheidung von Eigenem und Fremdem oder dialektische Synthese, korrekte Symmetrie versus Asymmetrie und so fort. Nach der politischen Wende kam es zu einer Abkehr von der Phänomenologie, die vorher vielfach als Schützenhilfe zugelassen war; nun richtet sich die Suche auf eine ‚kritische‘ Philosophie mit viel Habermas und Apel.

Murcia ist eine belebte Provinzhauptstadt mit arabischen Resten. Die Araber wurden am Ende des 15. Jh's vertrieben, ebenso die Juden, ein Reinheitswahn breitete sich aus. Religiöses Zentrum ist die umgebaute Kathedrale, in Kapellen werden die Herzen von Alfons dem Weisen und den Reconquistadoren be-

wahrt. Die juristische Fakultät ist in einem ehemaligen Kloster untergebracht, López hat eine Zelle als Arbeitszimmer. Er ist ein Gelehrter alter Schule mit Französisch als feiner Gelehrtensprache, ein ‚Bologneser‘. Ich erfahre, daß es in Bologna seit dem 13. Jh. ein Kolleg für spanische Doktoranden der Jurisprudenz gibt, einst finanziert vom spanischen Kardinal. Dies sind älteste Einrichtungen, die das sogenannte Alteuropa ausmachen.

Beim Mittagessen fragt Peñalver anlässlich von Derridas jüngst erschienen *Spectres de Marx* nach meiner Einschätzung des Marxismus. Ich antworte: Marxismus ohne Proletariat bedeutet Revisionismus oder Terrorismus. Murcia war Zentrum der kommunistischen Partei und wehrte sich lange gegen den Zugriff der Franco-Anhänger. Die alten Schläuche tun es aber nicht mehr.

2.3.96 — Samstag Fahrt in den Westen von Almería zur Costa del Poniente, der Küste der untergehenden Sonne im Gegensatz zur Levante. Dort entstand ein neues Stadtzentrum: El Ejido (= der Ausgang), groß geworden in den 80er Jahren durch eine Anlage von Treibhäusern, von *invernaderos* (wörtlich Häuser zum Überwintern). Es gibt Gewächshäuser, obwohl die Setzlinge vielfach aus Holland kommen; Melonen werden auf Kürbisse aufgefropft; bewässert wird mit warmem Wasser; man benutzt Einpflanzmaschinen, die Erde wird von der Küste hergeschafft; Blumentöpfe werden bis nach Madrid verkauft. Vorgesehen ist eine vollautomatische Anlage. In den Gewächshäusern sind normalerweise nur Frauen beschäftigt. [Inzwischen arbeiten dort durchwegs reguläre und irreguläre Arbeiter aus Afrika, oftmals zu Dumpingpreisen.] Der Besitzer stellt sich vor, ein freundlicher, intelligenter Mann. Von einer Anhöhe hat man einen Blick auf das ‚Plastikmeer‘, viele Planen, schimmernd in der Sonne wie das Meer oder wie Schnee. Oberhalb der Ebene wiederum kahle Berge. Die letzten Abholzungen sollen der Ausstattung eines Bleibergwerks gedient haben. Zurückgeblieben ist eine Steinlandschaft, Thymian zwischen den Felsen als Geruchslebenszeichen. Alte Mauern laufen quer über die Berghügel. Weit oben Berge über 2000 Meter mit Schneeresten nach dem strengen Winter, in der Ebene 17^o Wärme. An der Küste breitet sich ein Touristenghetto aus, Almerimar genannt, daneben Salinen mit seltenen Wasservögeln ähnlich wie in der Camargue.

Begleitet werden wir von einem Schullehrer aus El Ejido, der mit Frau und Familie hergezogen ist und immer noch auf Abwasseranlagen wartet. Wir besuchen die Cooperativa Agromurgi, wo die Ware am Fließband verpackt wird. Das Hauptabnehmerland ist Deutschland, an erster Stelle steht Paprika. Ich lerne unterscheiden zwischen Wassermelone (*sandía*) und gewöhnlicher Melone (*melón*). Zur Kooperative gehören vier bis fünf Unternehmer. Mein Blick fällt auf ein symbolisches Gebilde aus Lichtröhren und einem Baumstamm mit Wasserkaskaden. Wasser ist eine gefeierte Kostbarkeit; gewonnen wird es mittels Brunnenanlagen, berechnet nach Stunden. Es kam zur Urbarmachung einer Steinlandschaft, in der vorher nur Vieh weidete, da die Bewohner sich vor

den Seeräubern an den Bergrand zurückzogen. Das Land heißt *Tierra nueva*, wie wir es nur von Wüstenländern oder aus Amerika kennen. Ein großer Unternehmergeist und Unternehmerstolz breitet sich aus.

Abends sind wir zu Hause bei Cajetano Arando Torres. María, seine Frau, ist Advokatin und unterrichtet zur Zeit Rhetorik. Anlaß ist die Einführung von Geschworenengerichten. Wir debattieren über Platon und die Sophisten. Geht es im Prozeß in erster Linie um Recht oder um Sieg? Heute ist hier eine *jornada de reflexión* angesetzt, ein Tag des Nachdenkens vor den morgigen Wahlen, in denen ein Regierungswechsel nach rechts droht.

Von meinem Hotelfenster aus blicke ich auf eine Laderampe für Metallieferungen aus den Bergen, weit ins Meer vorstoßend, erbaut von einem Schüler Eiffels. Mir gefällt, wie hier nicht nur eine pittoreske Meerlandschaft geschaffen wurde, sondern ein Ort, an dem man lebt und arbeitet.

3.4.96 — Sonntäglicher Gang durch Almería. Die Kathedrale steht da mit großen Wehrtürmen. Ein Grabmal von 1993 erinnert an die Ermordung von Bischöfen im Haß auf Religion und Vaterland: *a marxistis in odium religionis et patriae simul dire necati sunt*. Gegenopfer dieses *plato de sangre de Almería*, dieses „Gerichts aus Blut“, so Pablo Neruda in seinem Gedicht auf diese Stadt, scheren die Kirche nicht. Nebenan auf der Plaza Vieja erinnert eine Säule an die Verfassung von 1824; 1943 wurde sie abgerissen und später von städtischen Behörden wiederaufgerichtet. Es geht stufenweise den Berg hinauf zur Festung Alcazaba: zunächst Gärten, dann Reste aus der muselmanischen Zeit, schließlich die Festung aus der Zeit der Reconquista – eine langsam anwachsende Burggeschichte. Zu Füßen des Festungsbergs laufen schmale arabische Gassen, die Schatten spenden.

Wir fahren in ein Naturschutzgebiet im Osten von Almería, quer durch Salinen, in denen Flamingos umherstelzen. Wir kommen zur Leuchtturmhalbinsel, zum Cabo de Gata und zum Mirador de las Sirenas, einem Aussichtspunkt, der an jene homerischen Fabelwesen erinnert, von denen die Schiffer zugleich angezogen und gewarnt wurden. Das Naturschutzgebiet gilt als das trockenste in ganz Europa; dies verdankt es der Sierra Nevada, die den Regen auffängt. Oft gibt es nichts als den Morgentau, nur ganz zähe Pflanzen überstehen dies.

Wir fahren weiter nach Rodalquilar, einer gespenstigen Goldgräberstadt aus dem vorigen Jahrhundert mit grandiosen Industrietürmen, Förderschächten, Goldwaschbecken. Der Ort erwacht allmählich aus seiner Verlorenheit; weiße flache Häuser werden im nordafrikanischen Stil gebaut. Ein weites Tal öffnet sich wie ein Klein-Peru. Wir sind zu Besuch bei der Familie von María. Die Eltern waren Gastarbeiter in den Niederlanden, im Garten wachsen Orangen- und Zitronenbäume. Der Bruder betreibt ein Gewächshaus. Eine Computeranlage ist auf Wasserzufuhr, Pflanzennahrung und Insektenvertilgung programmiert. Es werden gelbe Melonen angepflanzt unter Nutzung natürlicher Wärme, beschäftigt sind drei marokkanische Gastarbeiter. Der junge Mann in

seinem Gewächshaus hat etwas von der ruhigen Sachlichkeit, wie man sie aus den *Wahlverwandtschaften* kennt. Er hat vor, Waldhänge zu erwerben, sie mit Eichen zu bepflanzen und mit dem biblischen Baum, der Schoten trägt. Er rechnet mit Erträgen für die Enkel!

Schließlich kommen wir nach Níjar, wo Keramik, Teppichweberei und Korbflechtere ihren Platz haben. Die Kirche mit Holzdecke und Sternsymbolen wurde von mozarabischen Gläubigen errichtet. Man läuft durch Eukalyptusalleen. In dieser immensen Steinlandschaft sind Besiedlung und Nutzung in ständiger Bewegung, eine Kolonialisierung des eigenen Landes gleichsam. Landschaftspflege, industrielle Nutzung und Volkskunst sind eng ineinander verwoben.

Abends wird die Wahl gefeiert. Im Hotel feiert die Partido Popular von Aznar, schick bis gewöhnlich, mit Buffet und Polizeischutz, auf der Straße die PSOE von González, meist junge Leute, in fröhlicher Stimmung wie Fußballfans, die zum Hotel hinauf drohen. In Andalusien hat sich die Sozialistische Partei halten können, im Land hat sie 1,5% verloren. Die Nachreden an das Volk sind auf der Rechten besonders nichtssagend, endend mit dem Appell: *el rey y el pueblo del España*. Die Politik tendiert von der Normalisierung zur Übernormalisierung. Je enger der sachliche Spielraum, umso wichtiger der Stil, aber auch dieser gleicht sich an.

4.4.96 — Morgens um 9.30 öffnen die Läden. Auf der Plaza Vieja werden Möbel durch Fenster in die Wohnungen gereicht. Ein Glockenspiel umtönt die weiße Marmorsäule, die den Märtyrern der Freiheit gewidmet ist. Kleinstadt-Flair, langsame Geschäftigkeit, der die Zeit nicht ausgeht.

Mittags in einem Forschungszentrum der Universität geht es um die Erforschung idealer Wachstumsbedingungen in Treibhäusern. Wasser wird den Pflanzen zugemessen ohne Verschwendung; Erdschichten werden mit Sand zugeeckt, um die Feuchtigkeit zu halten; die Dächer sind angewinkelt, um den Sonnenstand auch im Winter zu nutzen; eine meteorologische Anlage mißt die Binnenwetterlage. Mikrosysteme werden eingesetzt im Austausch mit Wind, Sonne, Wasser. Die Ertragsmaßstäbe berücksichtigen nicht nur die Größe der Tomaten, sondern auch ihren Nährwert. Ich frage nach dem Geschmackssinn. Müßte man nicht einen Abschmecker mit beschäftigen? Läßt die Steigerung des Wachstums die Qualität des Geschmacks unberührt? Gibt es nicht auch Geschmacksfunde?

Mein Abendvortrag findet vor etwa 20 Hörern und Hörerinnen statt. Die Diskussion hat einen sehr heuristischen Charakter. Ist das Antworten unbewußt? Was aber heißt hier ‚unbewußt‘? Setzt nicht auch das Antworten Regeln und Symbole voraus, ja, aber reichen sie aus? Ist auch der Selbstmord eine Antwort? Ein französisch sprechender Kultur- und Sozialanthropologe zieht Lévi-Strauss und Merleau-Ponty heran, da öffnen sich Perspektiven.

5.4.96 — Gang durch die Stadt mit José. Wir stoßen auf *ramblas*, Flußbetten, die früher als Weg benutzt wurden, da sie meist trocken waren. In Almería verwandelte man sie in Boulevards für Fußgänger. Es gibt urzeitliche Funde; als Wahrzeichen von Almería gilt das Indalo, eine steinzeitliche Figur. Mich begleitet eine Foucault-Doktorandin, die an einem Gymnasium Philosophie unterrichtet, zwei Jahre sind Pflicht, zur Zeit nur noch vier Stunden die Woche. Der historische Lehrplan verzeichnet für das 20. Jh. lediglich Ortega und Habermas.

6.4.96 — Fahrt durch eine kahle Berglandschaft nach GRANADA. An manchen Stellen wird nach Metallen und Öl gesucht, so steht dort eine Hollywood Ranch. Fern auf der Höhe eine von der Max Planck-Gesellschaft geförderte Sternwarte. Auf der Hochebene wachsen Mandelbäume, Wein und Obst. Über den Paß der Sierra Nevada gelangen wir in das ca. 700 Meter hoch gelegene Granada.

Ausgiebig besichtigen wir die *Alhambra*. Von der Torre de la Vela wird zu besonderen Anlässen die Glocke geläutet: einmal zum Gedenken an die Befreiung von den muselmanischen Heiden, dem Beginn der Reconquista, zum anderen als Stundenzeichen für die Wasserabnahme in der Stadt – immer wieder die Kostbarkeit des Wassers. Der nie vollendete Königspalast, den Karl V. in die Gärten der islamischen Herrscher eingefügt hat, wirkt so deplaziert wie eine Faust aufs Auge. – Das Schönste sind die Patios, der Myrtenhof und der Löwenhof: Spiegelungen im Wasserbecken; Lichtspiele in den Fensterkästchen; Stalaktiten wie Bienenwaben an der Decke; Ziselierarbeit aus Stuck; Marmor-Intarsien aneinandergelegt wie Puzzle-Teile; die Löwensäule und die Königsbilder als einzige Bildwerke. Auch hier galt ein Bilderverbot, nur Allah darf Lebendiges schaffen. So überwiegen Pflanzenmotive, Kalligraphien, Ornamente. Der Verzicht auf Bilder bedeutet auch Verzicht auf Zentrierungen. Der Blick gleitet dahin wie durch eine linguistische Signifikantenkette: *se ve*, es sieht oder man sieht, kein Halt, nur wiederkehrende Blicke, die irgendwo stranden. – Die Gärten laufen über verschiedene Stufen; beschnittene Zypressen und Buchsbaum bilden kunstvolle Lauben. Zu Füßen des Berges der muselmanische Stadtteil und weiter oben dann Generalife, Sommer- und Lustsitz der nasridischen Herrscher. Hier findet sich auch als Herrschaftsspur der Wahlspruch der Reyes Católicos: *tanto monta / monta tanto / Isabel como Fernando*; dieser eheliche Gleichschritt gleicht unserem „Gehüpft wie gesprungen“. – Die islamische Alhambra entstand im 13. und 14. Jh. innerhalb eines langen Zeitraums, bis 1492 die Reconquista einen brutalen Schnitt setzte. Einiges davon wiederholte sich im spanischen Bürgerkrieg des 20. Jh's. Doch geblieben ist eine Oase fremder Kultur inmitten des katholisch geprägten Spaniens.

Unten in der Stadt die Kathedrale, vollendet in mächtigem Barock. Die Königskapelle stammt wieder von den katholischen Königen, Marmorgräber, auch von Johanna der Wahnsinnigen. Neben der Kathedrale beginnen die Bazargassen des alten Judenviertels. Der Madraza-Palast war einst Sitz der maurischen Univer-

sität. Diesen multikulturellen Kern umgibt eine moderne Großstadt. Das Rektorat befindet sich in einem Hospital des späten Mittelalters. In den großen Brunnenhöfen bleibt die arabische Welt spürbar, ebenso wie in den sogenannten *moriscos*, den christianisierten *moros*. Zur Zeit ist der König zu Besuch, es wehen royalistische Fahnen. Durch die Gassen zieht eine Prozession zu Ehren eines wohlthätigen Heiligen. Die Religion ist immer noch da wie das tägliche Brot und die Früchte des Jahres. Eine breite Säkularisierung scheint bisher nicht stattgefunden zu haben, wohl aber gibt es Einbrüche einer *vie sauvage* mit verschiedener Färbung.

Um 13 Uhr halte ich in der neuen Universität meinen Vortrag, dieses Mal in einem gefüllten Hörsaal. Es geht weiterhin um das Antworten auf das Fremde. Die Diskussion kreist um die Differenz zwischen normalen und kreativen Antworten in Theorie und Praxis. Ich werde bekannt mit Eduardo Bello, der als Spaniens bester Merleau-Ponty-Kenner gilt. Eingeführt werde ich als Schüler von Merleau-Ponty, Kritiker eines Husserlschen Fundamentalismus und Theoretiker des Fremden. So beginnt nicht alles am Nullpunkt, Hoffnung auf Zusammenarbeit.

Heimfahrt im Dunklen mit den beiden Freunden aus Almería, die mir mit diesen anderthalb Wochen intensiver Präsenz ein großes Geschenk gemacht haben. Zum Abschied bekomme ich einen handgewebten Teppich aus Níjar und ein Buch von Goytisolo über die *Campos de Níjar*. Ein wohltuend unpräziser Umgang miteinander, auch im Alltag. Vielleicht ist dies der Humus für eine gelebte Demokratie, die es in Spanien immer noch nicht leicht hat.

2.4. MADRID: Vorträge an der Universität Complutense und am Goethe-Institut

Februar 1999

20.2.99 — Das Erscheinungsbild von Madrid hat für mich zunächst etwas Großsprecherisches. Zu Recht bemerkt Enzensberger, es sei schwer ein Ministerium von einer Bank und eine Bank von einer Kaserne zu unterscheiden. Wie freundet man sich mit einer solchen Stadt an? Rüpelhafter Empfang auf der Plaza de Colón. Der Taxiführer am Flugplatz stellt erst auf meine Bitte das Taximeter an und verlangt für irgendetwas (für den Koffer?) 1000 Pesetas extra, das heißt das Doppelte des normalen Fahrpreises. Er behandelt Ausländer wie Freiwild, einen Zahnstocher im Mund hin und herschiebend. Es hilft etwas, daß ich sein englisches Kauderwelsch mit einem *demasiado* unterbreche, zu viel ist zu viel. Schließlich gelange ich in meine Residencia de Estudiantes, einen zweiflügeligen Backsteinbau, in dem einst Lorca, Buñuel, Ortega und Dalí verkehrt haben sollen.

Erstes Schnuppern der Stadtluft an der Plaza de España, leichter Hauch von Time Square, aber das mächtige Cervantes-Denkmal verscheucht alle Verglei-

che: Don Quijote reitet auf seiner Rocinante, halb hinter ihm Sancho Panza, ganz im Realismus des 19. Jh. Um den Königspalast wird das Offizielle abgemildert durch den Blick, der über das Tal des Fließchens Manzanares hinweg weit ins Land schweift; unter dem Abendhimmel tauchen struppig bewachsene Hügel auf. Auf der Plaza de Oriente steht die Reiterstatue, die manche über den Colleoni stellen, aber französisch abgezirkelt. Aus dem Teatro Real dringen leise Klänge des *Tannhäuser*. Plaza Mayor, Puerta del Sol, wogender Samstagabend. Erschöpft steige ich in meinen Bus.

21.2.99 — Am Sonntag morgen fahre ich die Paseos entlang. Brunnenplätze sind wie Kreuzwege: Kybele-Cibeles, Neptuno, Castellana, mal spanisch, mal griechisch. Mitten darin gutgemeinte Spazierwege, aber von Lärm umflutet. So suche ich Ruhe im Musée de Thyssen-Bornemisza.

Zunächst stoße ich auf El Greco, diesen Wanderer von Kreta über Italien nach Spanien, seine Wandlungskraft vom der byzantinischen Holzmalerei bis zum hispanisierten Griechen. Doch der Eindruck bleibt zwiespältig. Magdalena – Verkündigung – Immaculada: der Blick wird immer ekstatischer. Darf man Ekstasen so zur Schau stellen, ohne den Eindruck der Lächerlichkeit zu riskieren? Und was bedeutet Ek-statik ohne Statik? Doch derselbe Maler kann auch anders, so beim nüchternen Blick von Figuren wie Charles de Guise, Kardinal mit Papagei (1572, nun in Zürich), einem vermuteten Selbstbildnis. Hier wird er zum Vorläufer von Velázquez und Goya. In einem Bild wie *Fabula* (Edinburgh) wendet sich der bildliche Kerzenspuk ins Unheimliche: ein Affe und ein Schwarzer verfolgen das Spiel mit dem Feuer im Spiegel. Die *Alegoría de la Liga Santa* entpuppt sich als Ungeheuer, das Ketzler verschlingt, der Rachen klafft auf neben den elegant gekleideten Offiziellen – *les saints et les bruts*. In den Immaculada-Bildern sind Überwelt und Normalwelt übereinander getürmt, so daß Sonne und Mond fast den unteren Bildrand berühren. Das unheimliche Todesbild schreckt mit seinen fahlen Farben und dem apokalyptischen Gewölk. Die überlangen Menschenkörper werden schemenhaft. Die Bilddarstellung nähert sich einem Außerordentlichen ohne Rückhalt im Ordentlichen, deshalb drohen die Bilder zu kollabieren. Es ist schwer zu sagen, was El Greco Spanien verdankt und was Spanien ihm.

Mittags im Retiro park tritt eine Gruppe von Musikanten auf, Südamerikaner, die auf gewisse Weise als die ‚Schwarzen‘ Spaniens anzusehen sind. Der Park ist weder Jardin du Luxembourg noch Englischer Garten noch New Yorker Central Park, und doch hat er etwas von dem allen. In der Calle de Toledo werden gerade die Abfälle der Straßenmärkte aufgekehrt. Ein populäres Viertel schiebt sich an das Zentrum heran. Viele junge Leute nehmen an einem Straßenfest teil, das sehr improvisiert wirkt. Man trinkt Bier, keinen Wein. An der Casa de Lope de Vega entdeckte ich den Haus-Spruch:

Parva propria magna / magna aliena parva

(„Ein kleines eigenes ist groß / ein großes fremdes ist klein“).

Eine Reaktion auf die wachsende Welteroberungslust?

22.2.99 — Die Kunstsammlung Centro de Arte Reina Sofía bietet eine Chillida-Ausstellung. Dieser baskische Künstler aus San Sebastián bedeutet für mich eine späte Entdeckung. Er beginnt mit stacheligen Eisenskulpturen und geht dann über Maillolsche Rundungen zur unverkennbar eigenen Formsprache über. Skulpturen kommen daher wie auf Zehenspitzen; Höhlungen und Stollengänge laufen durch das Material; Risse und Spaltungen werden als Prozesse sichtbar; Gewichte verlagern sich in der Serie *Gravitación*; Skulpturen werden Wind und Wetter ausgesetzt; Einritzungen sind als Grapheme lesbar; in Raum(er)findungen zeigt sich der Vorgang der Öffnung; Skulpturen werden zu Architektur; im Alabaster läßt das Material seine Muster durchscheinen (hier gibt es keine *prima materia*). Man stößt auf phänomenologisch klingende Titel wie *Elogio del horizonte* („Loblied auf den Horizont“, am Meer in Gijón), oder *Lo profundo y el aire* („Die Tiefe und die Luft“) (Diagramm 1) Es gibt sprechende Texte, die ein großes Interesse an der *experimentación* verraten.

La poesía, – es necesario que exista algo de poesía – y una dosis de construcción. Si no, no hay arte.

(Die Poesie – es ist notwendig, daß es Poesie gibt – und eine Dosis Konstruktion. Wenn nicht, gibt es keine Kunst.)

El espacio es un hermano gemelo del tiempo. (Der Raum ist ein Zwilling der Zeit.)

Para la mayor parte de los hombres, saber hacer algo es una maravilla, es el único medio de realizar obras, perfectas? Sin embargo, creo que a poetas y artistas les nace muerto todo aquello que sabemos hacer.

(Für den Großteil der Menschen ist das Machenkönnen ein Wunder, es ist das einzige Mittel, um Werke hervorzubringen, vollkommene? Trotzdem glaube ich, daß für Dichter und Künstler alles tot geboren ist, was wir machen können.)

Lucho con las cosas, más quizás que para conocerlas para saber por qué no las puedo conocer. Es decir, para conocerme.



Diagramm 1

(Kampf mit den Dingen, vielleicht weniger, um sie zu erkennen, als um zu wissen, daß wir sie nicht erkennen können. Das heißt, um mich zu erkennen.)

Nunca se conoce bastante. De ahí que también en lo conocido, se halla lo desconocido y su llamada.

(Niemals erkennt man genug. Daher kommt es, daß man auch im Erkannten das Unerkannte und seinen Anruf findet.)

(Aus: *Chillida en la escuela de ingenieros de Bilbao*, 1998.)

Erst im oberen Stock der Sammlung entdeckt man Bürgerkrieg-Fotos von Robert Capa, von dem man offenbar nicht viel und nicht gern spricht.

Abends bin ich nochmals in der Altstadt. Um San Andrés begegnet mir das besondere Flair einer winkligen Stadt, in der sich Nischen öffnen: ansteigende Platzanlagen, Miniläden, Baumplätze, auf denen Kinder Ball spielen. Aus den offenen Kirchen schauen drastische Leidensmänner und Leidensfrauen wie aus einem Panoptikum, ein Realismus, der ins Phantastische ausschweift.

23.2.99 — Mein Vortrag findet statt an der Universidad Complutense in Verbindung mit dem Goethe-Institut. Es sind Freunde aus Salamanca angereist. Anwesend sind der frühere und der jetzige Direktor des philosophischen Instituts sind, geistvolle und unternehmende Kollegen. Doch der Dekan erweist sich als ein Philosophie-Manager, der von seinem philosophischen Repertoire, besonders von Aristoteles und Heidegger, zehrt. Ich lese meinen sorgfältig übersetzten Text zur Frage nach dem Fremden auf spanisch. Es folgen zwei Korreferate, die keine sind. Sie zeigen, wie wenig man wirklich über das Fremde nachgedacht hat. Das eine häuft alles mögliche an von Affekt und Ordnung bei Spinoza bis zum Fremden als Ausländer, das andere predigt mit Levinas eine Ethik der Differenz – viel Provinz! Beim anschließenden Essen lockern sich die Fronten, doch wenn es funkt, so kaum bei den etablierten Professoren. Zwei Frauen sind da, die mit den Studenten deutsche Philosophie behandeln, ein Anfangskurs mit 80 Teilnehmern. Es fragt sich, wo dieser Enthusiasmus versickert. In dieser Riesenuniversität mit 120.000 Studenten verbirgt sich bestimmt vieles, was mir verborgen bleibt. Aber es riecht auch nach Klerikalismus, anders als bei dem Studenten, der mich nach meinem Vortrag ernsthaft fragt, ob Gott ein Fremder sei.

24.2.99 — Ich besuche nochmals im Prado die großen Abweichler, zunächst *Bosch*. Er sticht nicht nur hervor durch ein Übermaß an Phantasie, sondern durch enorme Bildeinfälle. Sein *Antonius* hebt sich überlebensgroß von einem Übergangslosen Hintergrund ab, vor ihm die Versucherin, ein Kopf mit einem Mausleib, ein Frauenzimmer besonderer Art, ein Taubenkäfig als Hut. Im *Garten der Lüste* verwandeln sich Dinge in Leiber und Leiber in Dinge: die Laute wird zum Galgen, der Schlüsselbart zum Messerungetüm; Eierschalen und Muscheln werden zu Gehäusen.

Dann Goya, der Mal-Gigant, der alles zusammenbringt. Zunächst sind es klassische Porträts, aber schon hier mit Farbtupfern im Hintergrund, die Büste im Bildgrund verschwimmend. Es folgen farbige Genrebilder, wie wenn ein Malkasten für Kinder sich ausleert, reine Farben treten an Stelle der gedeckten Braun-, Grün- und Grautöne. Plötzlich wie eine Explosion die Füsilierten in stark verkürzter Perspektive, als würde die Szene aus dem Rahmen treten, eine drastische Nähe zu Filmeffekten. Dazwischen die beiden Majas, bekleidet und entkleidet, beide mit demselben halbfernen Blick. Schließlich die Serien von Traum- und Kriegsmonstern und die schwarze Malerei der Pinturas Negras. *Peregrinación a la Fuente de San Isidro*: finstere Gestalten, doch mitten darin ein Felsenstück mit dem leisen Leuchten des Steinbruchs von Bibemus, an anderer Stelle ein Gesicht wie von Carl Hofer. Parzen thronen als riesige Schicksalsfiguren in der Landschaft. *Dos viejos comiendo*, lebende Totenköpfe, als wären Menschen beim lebendigen Leib gehäutet. Man bedenke, daß Goya, der sich jenseits der offiziellen Ästhetik ein eigenes Reich schuf und 1888 starb, auch Zeitgenosse von Kant, Hegel und Goethe war.

Schließlich Velázquez als der vergleichsweise klassischste in dieser Reihe. Unbestritten ist die große Porträtkunst, aber sie enthält Unikate besonderer Art. *Las Meninas* ist ein Bild, das beim Betrachter eine Haltung des Wartens erzeugt, aber eines Wartens auf etwas, das sich *nicht zeigt* und eben auf diese Weise da ist – ist dies nicht Geheimnis genug? Und die *Übergabe von Breda* ist ganz auf die Mitte hin angelegt, ein Bildspalt tut sich auf, der überbrückt wird, einerseits durch die berührende Hand des erobernden Spaniers und gegenläufig durch den Schlüssel, dargereicht von dem unterlegenen Niederländer, die Kopfhöhe entsprechend gestuft. Die Ungleichzeitigkeit des Vertragsschlusses zeigt sich in den Gesten der Beteiligten.

Auffällig für die spanische Malerei ist das Fehlen einer ausdrücklichen Landschaftsmalerei, selbst der Landschaftshintergrund gleicht einer Bühnenkulisse wie schon bei El Greco, anders als bei Giorgione in Italien und den Niederländern und Engländern. Woran mag dies liegen? Liegt es an der Nähe zum Zeremoniell, zur Szenerie, zu einer vorrangigen *peinture humaine*?

Abschied von Jochen Bloss an der Plaza de Colón. Der Leiter des Goethe-Institut, den ich schon aus Prag kenne, zeigt nach wie vor Unternehmungslust, Realitätssinn und Neugier. Erfreulich, wenn jemand so sehr am rechten Platz ist. Aber er trauert noch immer ein wenig der Prager Aufbruchszeit nach. Hier in Spanien scheint vieles normaler, etablierter, obwohl doch auch an diesem Land noch die Vergangenheit nagt.

Was mich nicht losläßt, ist der Gedanke, daß unsere Zeit, wie immer man sie klassifizieren mag, sich schwankend auf der Schwelle von Ordentlichem und Außer-ordentlichem, von Normalem und Anomalem bewegt. Wie kann man eine eigene Linie finden, ohne in Surrogate zu flüchten? Auch Altes erscheint so in anderem Licht. Die Aktualität von Goya läge dann darin, daß ein Hofma-

ler, Kriegsmaler, Volksmaler inmitten der Realität Abwegiges, Hintergründiges, Abgründiges entdeckt – ohne ins Ekstatische zu entschweben wie El Greco oder der viel schwächlichere Murillo.

2.5. SALAMANCA: *Perspektiven der Philosophie heute*

15.-18. November 2000

Endlose ockerfarbene Mauern von Palästen, Kollegien, Klöstern. Altherwürdig die Universität von 1218 mit imperial-römischer Fassade. Unsere Tagung findet statt im Saal Fray Luis de León, in Nachbarschaft des Saals, in dem Unamuno 1936 seine kämpferische Rede hielt mit dem zündenden Satz: *Vencer no es convencer* („Siegen heißt nicht Überzeugen“). In diesem alten Gebäude lebt die Geschichte stetig fort. Die wunderbare Renaissancetreppe, die mit einem Außenband zur Philia, mit einem Innenband zur Kriegstrompete führt, dazu die Bibliothek, all dies liest sich wie eine Allegorie der Welt. In der Stadt befindet sich das Muschelpalais, das mit der Pilgerfahrt nach Santiago verbunden ist, aber auch das Haus Alba, dessen Besitzer als die drittreichste Familie Europas gelten. Das Bischofspalais trägt ein Schild zum Gedenken an den Caudillo. Die Provinz Castilla y León blieb vom Bürgerkrieg verschont, weil man hier Franco-treu war. Francos Tod nimmt man mit großer Gelassenheit auf, schwer zu sagen, was im Untergrund schwelt, jedenfalls begegnet mir kein öffentlicher Disput über die Vergangenheit. Weisheit des Südens oder Nonchalance?

Bei den Dominikanerinnen befindet sich nicht nur die schönste Kreuzigungsdarstellung der Stadt, man hütet hier auch wie ein historisches Fossil die Erinnerung an Negrita, eine Königstochter aus Afrika, die nach der Freilassung aus der Sklaverei in diesem Kloster lebte. In der Kathedrale findet eine Hochzeit statt, Kinder und Familien in alten Trachten. Belebt wie eh und je ist die stattliche Plaza Mayor, die sich seit meinem Besuch vor 20 Jahren in der Erinnerung ungeheuer vergrößert hat – Herz der Stadt und zugleich ein öffentlicher Salon, in dem sich alles trifft. Ich wohne als dankbarer Gast im Colegio del Arcoobispo Fonseca, einem Renaissance-Bau aus dem 16. Jh.

Ich treffe Kollegen, wir begrüßen uns nach vielen Jahren, als hätten wir uns soeben erst getrennt. Aus Salamanca stammen Mariano Álvarez, ein alter Freund aus Münchener Zeiten, und María del Carmen Paredes, eine sehr kompetente Phänomenologin, dazu aus Madrid Emilio Lledó, ein namhafter Hermeneutiker aus der Schule Gadammers, eine gebildete Gesellschaft, alle gut mit dem Deutschen vertraut. Ich fahre mit dem Bus zurück nach Madrid durch eine braune, endlose, steinige Landschaft, die viele Kostbarkeiten enthält, von denen ein purer Strandtourist nichts ahnt.

12.-16. Sept. 2004

Mein Hotel „Los Naranjos“ liegt 500 Meter vom Meer entfernt, Tagestemperaturen über 30°. Flanierzentrum der Stadt ist der Paseo de los Parques, ein Garten mit seltenen Bäumen, nahe dem Hafen. Oberhalb der Stadt liegt eine Festungsanlage, die auf die Mauren zurückgeht, unten die Alcazaba aus dem 11. Jh. In einem alten Stadtpalais ist nun das Picasso-Museum untergebracht. Es enthält seltene Stücke aus der Frühzeit und viel wucherndes Alterswerk, darunter die spielfreudige Keramik dieses Meisters der Metamorphose. An der nahen Plaza de la Merced steht das gutbürgerliche Geburtshaus, in dem der Vater, ein akademischer Maler, zu Hause war.

Meine Kollegen aus Valencia machen mit mir einen Ausflug nach RONDA. Die kleine Stadt ist ein kulturell-natürliches Wunderwerk. Die zwei Teile der Stadt sind über einen Cañon hinweg durch eine Brücke verbunden. Sandsteinfelsen ragen mitten in die Stadt hinein, ein reicher Wuchs an Agaven und Feigen. Ronda war beliebt als Ruhesitz für Leute, die es in Lateinamerika zu etwas gebracht hatten. Aus dem 14. Jh. hat sich ein maurisches Minarett erhalten. Außerdem steht in Ronda die älteste Stierkampfarena Spaniens, in der die *corrida* noch im alten Stil ausgetragen wird. Stierkämpfe bewahren in ihrer gefährlichen Variante einen Rest von Ritterlichkeit, die immer noch Toreros das Leben kostet oder Verwundungen einträgt. Das geht wie folgt vor sich. Der Stier stürzt aus dem dunklen Verlies hervor, der Torero empfängt ihn kniend und schwenkt im letzten Augenblick die *capa*, um den Stier abzulenken. Das Ritterliche liegt darin, daß der Torero selbst ein Risiko eingeht. Das Publikum quittiert jede Volte mit spontanem Beifall oder Mißfallen. So herrscht zwischen Tier, Mensch und Zuschauern eine Art Verschwörung. Toreros sind berühmt wie Schauspieler, ihr Tun hat etwas Artistisches. Gleichwohl handelt es sich um einen mit Gewalt durchsetzten Opfergang, um eine einzigartige Mischung aus Ehre, Kunst, Blut und Eleganz.

Am Stadtausgang steht das Hotel, wo Rilke zu Gast war, auf der Balustrade erinnert eine Statue an den Dichter. Der Blick geht auf Hügelketten, die bis zu 2000 m ansteigen, auf Feldflächen und schmale Wege, die irgendwo enden. Was Landschaften angeht, ähneln sich Rilke und Nietzsche in ihrer Vorliebe fürs Extreme und einem Zug ins Grandiose, Erhabene. Das Zimmer Rilkes enthält einfache Möbel, Schaukästen mit Schriftproben, die Rilke-Straße zeigt eine rote Rose.

Nach unserer Ankunft findet in einem nahen Dorf ein Weinfest statt. Vor den Häusern werden Geschenke verteilt und Figuren ausgestellt bei freiem Ausschank eines heimischen Tomatensaftes. Man tanzt auf dem Dorfplatz zum Klang von Gitarren, Tamburins und Kastagnetten.

Zurück nach Málaga. Die Universität steht als Neugründung aus den 70er Jahren im Schatten von Sevilla, Córdoba, Granada, Murcia. Mein Tagungsbeitrag befaßt sich mit dem Menschen als Grenzwesen. Fruchtbare Gespräche ergeben sich am Rande, so etwa mit Jorge Arregui, Gorka genannt, der in Oxford studiert hat und in Málaga große Wirkung ausübt, mit Joan Llinares aus Valencia, einem ausgezeichneten Kenner von Nietzsche, Rilke und Dostojewski, und mit seinem Kollegen Nicolás S. Durá, der sich in moderner Anthropologie, bei Benjamin und Ernst Jünger auskennt – ein sehr weltoffenes Spanien. Begleitet werde ich von einem Doktoranden von Arregui, der an einer Schule Philosophie lehrt. Der Rückflug geht über Palma de Mallorca, Abschied vom Meer mit Versen von Vicente Aleixandre, gebürtig aus Málaga:

Angelica ciudad, / que más ataque el mar / presides sus espumas. (Himmlische Stadt, / je mehr das Meer angreift, / umso mehr gebietest du seinen schäumenden Wellen.)

Philosophische Tagung zu Ehren von Jorges Arregui

13.-15. März 2006

13.3.06 — Ich wohne wiederum in meinem Hotel am Meer, verfrühte Sommerhitze über 20°. Abendempfang um 22h bis lang nach Mitternacht, endlose Gänge mit Tapas, am Ende eine weißer Fisch in einer goldgelben Öl- und Knoblauchsauce nach baskischer Art. Anwesend ist die Witwe des jüngst verstorbenen und zu ehrenden Gorka, seine Tochter, dazu Schüler und Freunde, unter ihnen Joan Llinares mit seinem lebhaften Temperament.

Der Montag beginnt mit einem Runden Tisch, an dem die Freunde von Gorka Platz nehmen. Wie sich höre, begann alles in Pamplona an einer streng ausgerichteten Opus Dei-Universität. Dort mußte man erleben, wie ein Kongreß zur Sexualität, zu Nietzsche, Freud, Foucault usf. stattfand, aber außerhalb der Universität, unter Ausschluß der Studierenden. Gorka warf diese ideologischen Scheuklappen ab und wechselte über nach Málaga. Alte Geschichten werden wach. Franco vertrieb alle republikanisch gesinnten Professoren von der Universität, manche wurden erschossen, so der Rektor von Valencia, und dies noch zwei Jahre nach Beendigung des Bürgerkriegs. Nach 1975 blieben alle Täter im Amt, so versank die Geschichte im Halbdunkel der Verdrängung. Wie Llinares andeutet, erkennt man Mitglieder des Opus Dei an ihrer Haltung, Kleidung, Frisur. Unter Franco waren offensichtlich alle Minister Mitglieder dieses pseudo-geistlichen Unternehmens.

Mittags Fischessen am Strand. Nachmittags mein Vortrag „La extrañeza del cuerpo“. Die Diskussion lief im wesentlichen auf eine Erläuterung meines Vortrags hinaus. Eine große Ausnahme war Llinares, der begeistert von seiner Dostojewski-Lektüre, zum Beispiel von den Körperszenen in *Verbrechen und Strafe* erzählt. Er übersetzt gerade Nietzsche-Briefe. Die Übersetzung meines Beitrags

schien mir sehr gelungen, doch der Übersetzer verhedderte sich wie viele andere in der Geschichte der Philosophie, unfähig Sachfragen aufzunehmen. Kurios: das einzige Buch von mir, das bisher auf spanisch vorliegt, ist die *Einführung in die Phänomenologie*, die doch nur einen Vorgeschmack gibt. Die Verlage setzen auf Renner oder auf Empfehlungen akademischer Seilschaften. Um das Denken zu zähmen, bedarf es keiner Diktatur.

Vielleicht bin ich zu ungeduldig, manches wird einsickern. *La vraie philosophie se moque de la philosophie*, die wahre Philosophie mokiert sich über die Philosophie. Pascal hatte sicherlich unter sehr viel *bavardage* und unter einem Übermaß an Schulphilosophie zu leiden. Die Musik hat es leichter: Hören, Sicheinhören, ein stetiger Prozeß, von Augenblicken und Phasen des Enthusiasmus unterbrochen, nicht dieses viele Abräumen.

Die Zeitungen berichten vom Tode von Milošević, ohne nachträgliche Schonung. Doch unter seinen Anhängern melden sich erste hagiographische Ansätze mit der Lust, aus ihm einen Märtyrer der serbischen Sache zu machen. Am Sonntag wurde sein Tod gemeldet, ich sehe Fotos aus Belgrad, wo ich vor einer Woche noch war. Was Transformationen angeht: In Málaga wurden die maurischen Spuren nicht in gleicher Weise getilgt wie die türkischen Spuren in Belgrad. Ideologische Härte der Reconquista, aber gepaart mit architektonischer *souplesse*?

Im letzten Vortrag präsentierte Maria-Luz Pinto aus Santiago eine weiche Theorie der Empathie. Sie bedauert, daß sie unter dem Franko-Regime keine Sprachen lernte. Dafür spricht sie selbst galizisch, Joan katalanisch und Gorka stammte aus dem Baskenland. Nicht zu überhören ist die praktizierte Vielsprachigkeit, die dem Fremden im Eigenen ein Ohr leiht. Es gibt immer wieder Sprachgeschenke, mit einem solchen kehre ich nach Deutschland zurück. Wie ich gelernt habe, heißt der Ruhestand auf spanisch *jubilación*, der Rentner *jubilado*, kein bloßes Absinken.

3. PORTUGAL: Zwischen LISSABON und COIMBRA

März 2005

9.3.05 — Aus dem tiefen Münchener Schnee fliege ich in den portugiesischen Frühling nach Lissabon und fahre mit dem Auto weiter nach COIMBRA durch ein hügeliges Land mit Olivenhainen, Weinbergen, Kalksteinwänden, Pinien und Eukalyptus. Ich wohne in einem Hotel nahe dem Botanischen Garten, einer großzügigen Anlage von 1792. Ein großer Viadukt im Sandstein-Ocker erinnert an die römische Vergangenheit. – Die Oberstadt ist der Universität vorbehalten. Ihr älterer Teil ist im ehemaligen Königspalast untergebracht. Überall sieht man gekachelte Wände, manieristisch gewundene Säulen wie in Salamanca, das nur 200 km entfernt liegt und in der Spätscholastik eine ähnliche Rolle spielte. – Den Berg hinunter geht es in die Unterstadt, zur Kathedrale mit burgartigen Wänden,

die Stein für Stein aufsteigen. Am Stadteingang der Arco Almedina, ein gewaltiges befestigtes Stadttor, daneben das Kloster Santa Cruz, das Innere auch hier mit Kachelwänden, dazu ein Kreuzgang mit kunstvoll gedrechselten Pfeilern und Majolikafliesen, ringsum schmale, gekrümmte Gassen. – Die große Geschichte, als Portugal über das Meer die Welt erschloß, ist allgegenwärtig. Im 12. Jh. wurde das Land von den Mauren befreit, und zwar mit Hilfe von Kreuzfahrern, die hier Station machten. Das 20. Jh. ähnelt der Geschichte Spaniens, nur ging alles milder zu, so auch die Diktatur von Salazar.

Die Tagung der Portugiesischen Gesellschaft für Phänomenologie findet in der Neuen Universität statt unter dem Titel: „O Humano e o Inumano. A Dignidade do Homem e os Novos Desafios“ („Das Menschliche und das Unmenschliche. Zur Menschenwürde und ihren neuen Herausforderungen“). Ich beteilige mich auf französisch mit einem Vortrag „Phénoménologie et phénoménotechnique“, der auf eine Öffnung der Phänomenologie für Technologien abzielt. Ich ernte viel Sprachlosigkeit, wie üblich flüchtet man sich in Namen. Das Portugiesische ist für mich kaum zu verstehen, so diskutiere ich vorwiegend mit spanischen Gästen wie Maria-Luz Pintos aus Santiago, die auf ungewohnte Weise die Interanimalität anspricht.

Im Botanischen Garten stehen bei Tagestemperaturen von 20° die Magnolien in voller Blüte. Alte mächtige Bäume wetteifern mit alten mächtigen Mauern. Immer wieder meldet sich der nicht zu übersehende Kontrast zwischen grandioser Vergangenheit und müder Gegenwart. An einem unscheinbaren Ort wie Bochum fühle ich mich viel stärker gefordert. Doch vielleicht sollte man Hintergrundsorte, die oft sehr viel an *Lebensart* bewahren, als solche akzeptieren. Es ist unglaublich, in was für Institutsräumen und Hörsälen sich die Studenten Tag für Tag bewegen, die Juristen in gekachelten Hörsälen, die Pharmazeuten in einem kleinen Stadtpalais mit Kolonnaden und Brunnen, die Archäologen in dunklen Steinkammern unter Holzbalken und so fort. Es fragt sich, wie der unglaubliche Geschmack und das reiche Ambiente zu dem paßt, was sich dort abspielt. Im 16. Jh., als hier Suarez, Molina oder Fonseca lehrten, war dies anders. Wann wird aus dem Tat- und Denkort ein Kulissenort? Es mag sein, daß sich von Anfang an eines in das andere schiebt, doch eine Art von ἀκμή, von Spitze oder Blüte, hat es zweifellos gegeben.

Auch hierzulande macht sich das demographische Gefälle als Überalterung bemerkbar. Dies entspricht einer merkwürdigen Form von Europäischer Union, in der von Land zu Land ähnliche Bedingungen herrschen mit vergleichbaren Ausflüchten und statistischen Daten. Die Zeitungen in Coimbra sehen aus wie eine Mischung aus Universitätspostille und Provinzblatt. Trotzdem ist schon der bloße Gang durch die Stadt ein Genuß. Es gibt viele mosaikartig gepflasterte Gehwege aus gelbem Sandstein und schwarzem Basalt. Über die Stadt verteilen sich Studentenhäuser: Real Republica. Im Kontrast zu den Bevölkerungsdaten ist die Stadt voller Jugend, wohl ein Viertel der Bewohner sind Stu-

dentem. Dies läßt einen südlichen Straßenalltag entstehen, in den Gassen stehen Hausschuhe auf der Türschwelle. Nur leidet die Stadt unter ihrem europäischen Abseits. Die Verkehrsverbindungen nach Spanien hin sind spärlich, als wolle man sich das mächtige Nachbarland vom Hals halten. In der Ferne das riesige Brasilien, doch die Regierung erhebt Zoll auf Bücher.

12.3.05 — In LISSABON wohne ich im Hotel Roma, eingeladen von José Manuel Santos. Ich mache mich auf zu den Kais am Tejo. Die Flußmündung breitet sich aus wie ein Binnensee, am Horizont der Atlantik. Die Stadt klettert die Hänge hinauf. Laut Aristoteles sollte eine gute Polis in Meeresnähe liegen, aber in schützendem Abstand. Die Praça do Comércio öffnet sich als große Empfangshalle, in der Mitte die Reiterstatue von Joseph I, dem König aus der Aufklärungszeit. Rote und gelbe Straßenbahnen fahren die Uferstraßen entlang und die Hügel hinauf, ein intimer Straßenverkehr. Die Kathedrale stammt aus dem 12. Jh., nicht unähnlich jener aus Coimbra. Ein großer gotischer Kreuzgang, in der Mitte Ausgrabungen einer römischen Straße mit Läden. Am Ort der Kathedrale soll einst eine große Moschee gestanden haben. Im Kreuzgang stehen gotische Grabmäler aus dem 14. Jh., eine Infantin, im Gebetbuch lesend, ein Ritter mit einem sprechenden Hund.

Über Gassen und Stiegen geht es hinauf zum Stadtteil Alfama. Dieses älteste Viertel blieb mit seinen schmalen Durchgängen und intimen Plätzen von dem berühmten Erdbeben verschont. Auf dem Campo de Santa Clara ist Flohmarkt. Zum Kloster São Vicente de Fora gehört ein Kreuzgang mit Kapitelsaal voll blauer, großfiguriger Kacheln mit Krönungs- und Kriegsbildern. Besonders schön ist eine fabulierfreudige Szenenfolge nach Lafontaine. Vom Castello São Jorge öffnet sich der Blick auf die Stadt und den Tejo. Diese Kommandostation oberhalb der Stadt war Ort der Herrschaft und der Verteidigung, ähnlich wie in Málaga oder Neapel.

13.3.05 — Sonntag vormittags nehme ich die Straßenbahn nach Belém. Am Meer steht die Torre de Belém, die in islamischer Zeit die Flußmündung überwachte. Im Ort erwartet mich das Kloster der zwei Hieronymi, ein Prachtwerk im manieristischen Stil des frühen 16. Jh.'s, einer Art spätgotischem Jugendstil mit gedrechselten Säulen, labyrinthischen Flächenmustern, jede Linie gekrümmt, verdreht, gezwirbelt. Hier befinden sich die Grabmäler von Vasco da Gama und Camões, der eine im Ritterkostüm mit Schiffselementen, der andere in Bürgertracht mit Lorbeerkranz und Zeichen der Musen. Sie entstanden um 1500, als sich in Mitteleuropa die Reformation ausbreitete: auf der einen Seite ein Zug in die Weite, *erobernd*, auf der anderen Seite ein Zug in die Tiefe, *ergründend*. Diese gleichzeitige Ungleichzeitigkeit blieb für Jahrhunderte bestimmend. In Seitenkapellen der Vierung sind Gräber eines Königs und eines von marmornen Elefanten getragenen und mit Reliefs aus der Hieronymus-Legende verzierten Kardinals. Der Kreuzgang bildet ein großes Geviert, zwei-

stöckig, mit vielen Säulenvarianten, alles der Spitzenklöppelei nahe, nur großräumiger. Auf dem Grabmal von Pessoa liest man seine Liedzeilen:

Para ser grande, sê inteiro: nada / Teu exagera ou exclui / Sê todo en cada coisa. (Um groß zu sein, sei ganz! Nichts von dir übertreibe oder verleugne. Sei ganz in jeder Sache.)

José Manuel Santos spricht von einer Konfliktscheu der Portugiesen, sie seien die Chinesen Europas. Er erklärt dies mit der Kleinheit des Landes, man kennt sich, man schont sich... Doch der Forschung tut dies weniger gut, man muß Spannungen aushalten, Konflikte austragen. Mein eigener Eindruck: kaum Widerstand, aber auch wenig Zustimmung, ein laues Gewährenlassen. Ein portugiesischer Luther ist schwer vorzustellen. Wie kann man Einseitigkeiten korrigieren, ohne zweifellos vorhandene Stärken wie die menschenfreundliche Umgänglichkeit auszulöschen?

4. GRIECHENLAND: THESSALONIKI zwischen Antike, Orient und Judentum

4.1. Vorträge an der Universität und am Goethe-Institut

Mai 2009

11.5.09 — Ich werde von Griechen empfangen, von Sophia Panteliadou, die in Wien lebt, von Omiros Tachmazidis, der in Heidelberg studiert hat und als Journalist tätig ist, und von Georgios Giannopoulos, der in Brüssel studiert hat und die Zeitschrift „Eneken“ (= „Um willen“) herausgibt.

12.5.09 — Erster Besuch in der Stadt. Vom Weißen Turm (Leukos Pyrgos) Blick auf die Stadt mit, Stadtmauern, römischem Triumphbogen, byzantinischen Befestigungen und oben am Berghang die türkische Altstadt. Im archäologischen Museum ungeheure Goldschätze und Grabstatuetten aus der Gräberstadt Philipps II. Das byzantinische Museum zeigt Ikone im byzantinischen Stil. Ich stoße auf ein merkwürdiges Wort: *ἀχειροποίητός*, wörtlich ‚ohne Hand gemacht‘.

Nachmittags mein Vortrag an der Aristoteles-Universität: „Phänomenologie zwischen Pathos und Response“ (Φαινομενολογία μεταξύ πάθους και ἀπόκρισεως), mit sukzessiver Übersetzung. Als Kommentar folgt eine lange Nachrede von dem Leiter des philosophischen Instituts, und zwar auf neugriechisch. Ich höre die Namen Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty, Foucault, ohne etwas zu verstehen, entsprechend kurz fällt die Diskussion aus. Ein merkwürdig patriarchalisches Klima wie in einem byzantinischen Gottesdienst. Im Restaurant geht es weiter bis 2h nachts. Ein Gymnasiast kommt an meinen Tisch und trägt ernst in sich versunken ein langes selbstverfaßtes Gedicht vor, mein Vortrag rückt in weite Ferne.

13.5.09 — Wir machen einen Ausflug zu viert, zunächst zum HEPTAPYRGION (den Sieben Türmen), einer byzantinischen Bergfestung, die bis zum Ende des 20. Jh. als Gefängnis benutzt wurde. Die Mauern sind aus allen möglichen Steinen zusammengesetzt, aus alten Gebäuderesten, Steinbalken mit umgedrehten Aufschriften, Tuffstein, Marmor – eine vollendete zeiträumliche *bricolage*.

Wir fahren weiter über die Hügel nach STAGEIRA. Alt-Stageira ist bekannt als der Geburtsort von Aristoteles. Laut dem Testament für seine Frau soll er dort ein Haus besessen haben. Stadtreste reichen den Hügel hinab bis an den Meeresrand. Älteste Geschichtsspuren verweisen auf Xerxes, der hier mit seinem Heer übersetzte und sich zu den Thermopylen aufmachte. Man blickt hinüber zum Berg Athos, im Osten ist Troja zu erahnen. Im neueren Stageira hat man eine Gedenkstätte errichtet mit in Stein gemeißelten Zitaten von Aristoteles sowie kinetischen, optischen und akustischen Installationen. Die klassizistische Statue des Philosophen stammt von jemandem, der auch eine Hitler-Statue anfertigte. Man versteht Nietzsches Aversion gegen einen monumentalischen Umgang mit der Geschichte.

Ich nehme ein Bad im Meer, sommerlich warmes Salzwasser. In der Ferne tauchen Delphine auf, Raupenketten an einem Baum, grüne Eichen und Pinien, aus denen die Bienen Honig saugen, bewaldete Hügel ringsum.

Nachmittags Einkehr in einer Taverne. Wir kommen auf Kultur und Politik zu sprechen, es macht sich Resignation bemerkbar. Das Altgriechische ist fast ganz aus den Schulen verbannt. In der Politik sind es die Gräueltaten der Bürgerkriegszeit, die verdrängt werden. Man denkt nicht gern an die griechische Version von KZs, wo Kommunisten, auch Frauen und Kinder und unliebsame Widerstandskämpfer erniedrigt und ermordet wurden; besonders widerlich sind Folterszenen, die von der siegreichen Rechtsregierung in ein Theater verlegt wurden. Und es bleibt das Schicksal der Juden. Seit dem 15. Jh. bis zur Judenverfolgung durch die Deutschen bildeten die sephardischen Juden in Thessaloniki 40% der Bevölkerung. Der große jüdische Friedhof lag dort, wo heute die Universität steht, und trotz vieler Anläufe wurde dort bis heute kein Mahnmal errichtet. Was die Philosophie angeht, so ist sie, wie man sagt, sehr epigonal, im Wesentlichen beschränkt auf ihre Geschichte. Für meine Ideen sehe ich kaum einen ‚Landeplatz‘, außer bei der intellektuellen und künstlerischen Minorität, von der die erwähnte Zeitschrift getragen wird. Die gewaltige Kluft zwischen Einst und Jetzt macht die Kultur des antiken Griechenland umso erstaunlicher. Dazu gehört die Beweglichkeit, mit der Pflanzstädte gegründet wurden, so wie dieses Alt-Stageira.

14.5.09 — In der Stadt ist vieles zu entdecken. Da steht die Rotonda, ein römischer Rundbau, der zunächst als kaiserliches Mausoleum dienen sollte und im 4. Jh. in eine christliche Kirche umgewandelt wurde. Sie ist mit byzantinischen Mosaiken ausgeschmückt, alles voller Vogel- und Pflanzenmotive. Sie wurde den

Erzengeln geweiht, die griechisch-platonisch die ‚Leiblosen‘ (ἀσώματοι) heißen. Gleich neben der Kirche steht ein Minarett und ein Reinigungsbrunnen aus der Zeit, da die Kirche als Moschee diente. An der Ringmauer wachsen Rosensträucher. Es finden sich Reste von Grabsteinen mit hebräischen, arabischen und griechischen Inschriften. Ein vielfältiges kulturelles Ineinander; die Hallenkirche im Stil von Ravenna liegt einige Stufen tiefer als der jetzige Stadtboden. Ostrom wird zum Gründungsraum der religiösen Kunst. Nicht umsonst bezeichneten die hiesigen Griechen sich über Jahrhunderte hinweg als ‚Römer‘.

In eine andere Welt führt das Jüdische Museum. Man findet eindrucksvolle Dokumente von etwa 30 Synagogen, auch von dem großen jüdischen Friedhof, den man in einer Totenwallfahrt zu besuchen pflegte, und aus vornehmen Stadtwillen, die in Meeresnähe entstanden. 1943 lebten etwa 50.000 Juden in der Stadt, heute sind es noch knapp 1000. Alle Spuren sind getilgt, die Villen wurden samt und sonders enteignet – ein förmliches Totschweigen. Der Touristenführer, der in meinem Hotel ausliegt, enthält keinerlei Hinweis auf die jüdische Stadtkultur, auf den Genozid oder auch nur auf das gegenwärtige Museum. Auch der Bürgerkrieg taucht nirgends auf.

Abends halte ich meinen zweiten Vortrag, diesmal im Goethe-Institut mit Hilfe einer guten Simultanübersetzerin. Es geht um den Umschlag von Fremdheit in Feindschaft. Ich beginne mit meiner Entdeckung altgriechischer Wortbegriffe im neugriechischen Alltag, so etwa *Pronoia* (von der göttlichen ‚Vorsehung‘ zur ‚Versicherung‘), *Parousia* (von der großen ‚Anwesenheit‘ oder ‚Ankunft‘ zum schlichten ‚Dasein‘), *Aphthonia* (von der ‚Neidlosigkeit‘ Gottes zum ‚reichlichen Vorhandensein‘: *aphthonos neró* = reichlich Wasser). Eine seltene sprachliche Kontinuität! In meinem Vortrag betone ich den jüdischen Einschlag im Denken des Fremden, verbunden mit Namen wie Husserl, Levinas, Simmel, Buber, Benjamin oder Mauss. Wir diskutieren über Schuld und Scham, den Blick des Anderen, die Gleichstellung der Frau, Gewalt als Auslöschung des Fremden. Etwa 30 Hörer nehmen teil, einige aus der Universität. Offensichtlich gibt es nur eine beschränkte philosophische Öffentlichkeit.

Anschließend sitzen wir zu fünft in einem Fischrestaurant am Meer. Karl-Heinz Thalmann, der Leiter des Goethe-Instituts ist welterfahren mit früheren Posten in Paris, Senegal, St. Petersburg und Shanghai. Von der Universität kam ein Kollege, der überall herumstochert, etwas Deleuze, etwas Lacan oder Bourdieu, alles sehr *à peu près*, man will es so genau nicht wissen, fern vom hartnäckigen Scharfsinn der athenischen Philosophen. Doch Philosophie ohne Spür- und Scharfsinn nähert sich bloßer Rhetorik, schlimmstenfalls der Wortklaubelei, dies bei aller spontanen Gasfreundlichkeit.

15.5.09 — Stadtspaziergang mit Omiros auf den Spuren des Türkischen durch große Bazare nahe dem Hafen. Dort wurde erst 1997 ein Holocaust-Denkmal errichtet, auf Initiative eines Italieners! Man erzählt von zwei 90-jährigen Frau-

en, die eine erinnert sich lebendig an das Jahr 1943, die andere rein an gar nichts. Politik des Erinnerns und Vergessens. Wie ich nachträglich erfahre, ist einer meiner beiden Tischnachbarn von gestern abend als Leiter des Instituts für makedonische Geschichte sehr rechtskonservativ eingestellt, mit einer ungebrochenen Europa-Ideologie: Europa als Einheit von Antike und Christentum und damit Schluß.

- Die Stadt zählt inzwischen 1 Million Einwohner, sie ist immer noch im Anwachsen bei starkem Zustrom aus dem slawischen Norden. Die Gegenwarts-kultur scheint gespalten, diffus, ausweichend. Es bleibt der große Eindruck einer zweieinhalb Jahrtausende mehr oder weniger ungebrochen andauernden Geschichte. Während Athen zeitweilig zu einem Dorf mit 5.000 Einwohnern zusammenschrankte, lag Thessaloniki auf der Land- und Geschichtskarte an einem Kreuzungspunkt. Es erlebte 1917 einen großen Brand, doch die meisten Spuren sind getilgt, wie wenn Meereswellen an- und abschwollen.

4.2. Tagung zum Thema der Gastfreundschaft und der Gabe

Januar 2015

Empfangen werde ich von Peter Panes, dem neuen Leiter des Goethe-Instituts, einem Donau-Schwaben, aufgewachsen in Schwäbisch Gmünd. Den ersten Abend verbringe ich in einem Philosophen-Café mit freier Aussprache über das Problem des Fremden. Das Publikum ist erfreulich gemischt, darunter Ärzte und Politologen. Der Abend wurde inszeniert von Omiros und Georgios, den Dioskuren meines ersten Besuchs. Ich wohne im Hotel Luxembourg nahe dem Aristoteles-Platz, wenige Schritte entfernt von der Meerespromenade. Morgens fällt mein Blick auf den Olymp, der sich vom roten Himmel abhebt. Beim Herumgehen stößt man auf Spuren der Finanzkrise. Im Gegensatz zu den Restaurants sind die Läden und Stände für Textilien und Obst in den Stadtmärkten nahezu leer.

Abends wird die Tagung eröffnet. „Gespenster der Gastfreundschaft. Ökonomie – Gabe – Gegengabe“, lautet das Thema, das Sophia Panteliadou, mit einem Anklang an Derrida, entworfen hat. Rektor und Dekan lassen sich entschuldigen. Mein Vortrag „Hyperbolik der Gabe“ entbehrt einer wirklichen Diskussion. Die zwei Korreferate begnügen sich mit bloßem Herumstochern. Die naheliegende Debatte über Marcel Mauss fällt ganz aus, niemand bezieht sich auf ihn, geschweige denn auf Marcel Hénaff. Am nächsten Tag treten vier Redner aus Griechenland auf, auch aus Athen. Blumensträuße aus Ideen und Paraphrasen von Derrida werden angeboten. Ich wende ein, man könne über „unbedingte Gastfreundschaft“ nicht reden, ohne über deren Bedingungen zu sprechen, etwa im Hinblick auf die Attentate der letzten Woche über die Nöte der Pariser Banlieu. Das Forderung nach einer „reinen Gastfreundschaft“ endet

in Schwärmerei. Die vier Beiträge aus Österreich sind solide, aber teilweise fern dem Generalthema, abgesehen von einer Behandlung des *Kaufmanns von Venedig*. Der Veranstalter hätte die Tagung besser strukturieren müssen

Ich mache einen letzten Ausflug mit meinen beiden Freunden, diesmal ins makedonische Hinterland. Zuerst kommen wir nach VEROIA, in dem es ein byzantinisches Museum und Reste des Ghettos zu sehen gibt. In dem Städtchen, das am Flußufer einen Hang hinauf gebaut ist, stößt man auf Bretterwände, die mit Mörtel bedeckt sind, auf ein „Rotes Hotel“ und eine Stelle, an der Paulus gepredigt haben soll. Ältere Herren sind unterwegs, sonntäglich gekleidet mit Krawatte, vielleicht auf dem Kirchgang. Wir fahren weiter nach VERGINA, einem alten Regierungssitz von Philipp II mit Grabgaben, Mosaiken, Goldarbeiten. Die große Zeit Makedoniens wird greifbar. Auch Alexander der Große wurde in der Nähe geboren.

Beim üppigen mediterranen Mittagmahl an einer Meeresbucht kommt nochmals die Rede auf Politik. Georgios kandidiert am nächsten Sonntag für eine symbolische Partei namens „Rebellion“, die sich gegen das Establishment zur Wehr setzt. Beispiele aus dem Alltag. Es gibt nicht wenige Arme, die ihre Armut nicht zeigen. Aber auf dem Land werden überschüssige Früchte zu ganz niedrigen Preise verkauft, nahezu verschenkt. Das landwirtschaftliche Griechenland hält sich aufrecht mit Obstplantagen, Muschelbänken und Fischerei. Abgesehen davon gibt es ein hohes Maß von Vergangenheitspflege, man lebt von Ererbtem, offensichtlich auch in den Schulen und in der Jugend. Der Tourismus gedeiht, aber es gibt wenig Forschung, kaum Industrie. Es sieht so aus, als sei Griechenland ein Land am Rande der Moderne, mit allem Licht und allem Schatten. Typische Biographien sehen so aus: der Großvater war noch ‚Ottomane‘, wanderte aus in die USA und ist bei der Rückkehr plötzlich Grieche. Die Verspätung der Nation erklärt Auswüchse des Nationalismus.

Es bleibt die Möglichkeit, im Neugriechischen das Altgriechische zu entdecken. und dies nahezu in jedem Wort, ob *Agora*, *Hodos*, *Peras*, *Polis*, *Chronos* oder *Topos*. Das Hotel heißt ξενοδοχείο (wörtlich: Aufnahmeort für Fremde), Meeresfrüchte heißen θαλασσινά (wörtlich: zum Meer gehörig). Nicht selten klingt Homerisches an. Diese Bastelei, die aus Altem Neues macht, aber gleichsam im Tagebau, ohne in die Schächte des Gedächtnisses hinabzusteigen, gehört wohl zur Eigenart der griechischen Kultur.

